

Portrait

Die kurdische Dolmetscherin Zeynep Akay bereist mit Hilfstrucks Flüchtlingslager in der Türkei und im Nordirak. Sie wünscht sich, dass niemand fliehen muss

►► Seite 3



Wer ist dein Nachbar?

Antisemitismus und seine Brüder, Romantisierung und Diskriminierung von Roma, Europas neue Retter und Werte der Zivilisation

►► Seiten 4–9



Wien interkulturell



Ein Essay von Walter Mossmann; Feldforschung in Wien; Tourists welcome – ein Wiener InOrt von Flüchtlingen gemacht ►► Seiten 11–13

Literatur

Schöne europäische Männer auf der Leinwand und im Leben, Eindrücke von einem Literaturfestival in Freiburg ...

►► Seiten 14–15



▲ Wie finde ich heraus, wer heimlich meine Katze füttert?

Fotos / Fotomontage: kwasibanane

Kova tano tumaro komsija? кто твой сосед? من هو جارك؟ Wer ist dein Nachbar? შენი მეზობელი ვინ არის? Who is your neighbor? Koj e vasiot sosed? ¿Quién es tu vesino? מי הוא השכן שלי?

»Ich habe den Bus nach Riegel gefahren, als eine Gruppe Jugendlicher einstieg. Sie haben irgendwas über Roma gesungen. Ich musste mich aufs Fahren konzentrieren und bekam nicht alles mit, aber die Lieder waren richtig rassistisch«, erzählt Adnan aus Syrien, der als Busfahrer arbeitet. »Ich bremste, ging zu ihnen und schrie: »Wenn ihr nicht aufhört, fahre ich keinen Meter weiter und hole die Polizei!« Danach war es ruhig. Ein Fahrgast hielt den Daumen hoch. Ein paar Tage später hat mein Chef eine Lobesmail für mich bekommen. Das war gut, aber ich hätte mir mehr Solidarität der anderen Fahrgäste gewünscht.«

Darum geht es auch in unseren Schwerpunkt – um Solidarität zwischen allen, egal woher wir kommen, die als Nachbarn in einem Land leben, das dieses Jahr 70 Jahre Befreiung vom Faschismus gefeiert hat. Wie sieht es eigentlich heute mit Antiziganismus, Antisemitismus, Homophobie und Fremdenfeindlichkeit aus, haben wir uns gefragt. Und haben auch unangenehme Antworten bekommen, sogar in unserer gemütlichen Stadt, und auch von Migrantinnen. Das Leichteste wäre zu sagen, ich bin als Migrant selber Opfer von Vorurteilen, es ist nicht einfach für mich: bei der Jobsuche, bei der Schul-

wahl der Kinder, bei der Wohnungssuche. »Ganze Völker flüchten und kommen nach Europa und nach Deutschland! Es wird ja für alle sehr eng. Wo wohnen, wo arbeiten?«, schreibt eine Migrantin im Leserbrief und schlägt vor, mal »Stopp! Bis hier und nicht weiter« zu sagen. Es gibt Migranten, die Solidarität und Menschlichkeit zeigen, die von Rassismus und Nationalismus schon zuhause die Nase voll hatten, die eigene Vorurteile sowie die ihrer Landsleute reflektieren können. Und es gibt andere, die die Vorurteile ihres Landes mitgebracht haben. Auch Xenophobe vernetzen sich leider

international und interkulturell. Deshalb ist es wichtig, Rassismus in all seinen Facetten erkennen. Die Grenzen zwischen Eigenem und Fremdem beseitigen und die Grenzen unserer Vorstellungswelten immer bewusster erweitern. Darüber wurde unserem Ersten Interkulturellen Literaturfestival gesprochen (S. 14–15). Als Praxisübung hat unsere Redaktion eine Expedition in die interkulturelle Metropole Wien vorgenommen, entlang der alten Europäischen Magistrale, die von Paris durch Freiburg nach Wien geht – und viele unserer Vorstellungswelten verbindet. (S. 11–13)

InTipps

ZORN. Schauspiel von Nino Haratischwili. In Koproduktion mit dem Tumanishvili Theater Tbilisi mit georgischen und Freiburger Darstellern. Zwischen Gier und Liebe, Kapitalismus und Terror, Pornografie und Unschuld suchen acht Figuren eine Antwort auf die Frage: Wie wollen wir leben? ■ **Premiere, Fr 4. Dezember, 20:00, Stadttheater Freiburg Kleines Haus** ■ **Nino Haratischwili im Gespräch, Fr 4. Dezember, 18:30, Stadttheater Freiburg Kleines Haus** ■ **Das achte Leben (für Brilka), Lesung aus dem Roman von Nino Haratischwili, Sa 5. Dezember, 20:00, Stadttheater Freiburg Kleines Haus**

Markt der Möglichkeiten. BewohnerInnen aus der EA und anderen Flüchtlingsheimen und FreiburgerInnen tauschen sich und ihre Fähigkeiten miteinander aus. Handarbeiten, Spiele, Musik, Unterhaltung – und das, was du uns zeigen magst. Eine Turnhalle bietet Platz für sportliche Aktivitäten. JedeR ist willkommen. ■ **jeden Sonntag, 14:00 – 17:00, Turnhalle der Freien Waldorfschule, Bergiselstraße 11, ■ Weitere Infos: wiki.fluechtlingshilfe-freiburg.de**

Podiumsdiskussion: »Sicher im Gastland? – Zur Situation weiblicher Flüchtlinge in Deutschland«. Was sind geschlechtsspezifische Fluchtursachen und Fluchtbedingungen? Wie (sicher) leben weibliche Flüchtlinge in Deutschland? Wie sind sie untergebracht, wie wird auf ihre speziellen Bedürfnisse Rücksicht genommen? Was ist angesichts der aktuellen Situation überhaupt möglich? ■ **Do 10. Dezember 2015, 20:00, VHS Freiburg, Theatersaal, Rotteckring 12 ■ Weitere Infos: www.16days-freiburg.de**

Frame Drum meets... Freiburger Spielleyt. Ein bunter Teller aus italienischen, französischen und spanischen Stücken aus der mittelalterlichen Musik, den Murat Coskun zusammen mit seiner Formation, den Freiburger Spielleyt, präsentiert. ■ **So 20. Dezember 2015, 19:00, E-Werk, Eschholzstraße 77**

Goethe-Institut Freiburg und Instituto Cervantes kooperieren. Seit Oktober nutzt das offizielle Kulturinstitut Spaniens die Räume des Goethe-Instituts Freiburg, um Spanischkurse für Erwachsene und Kinder anzubieten. Fortbildungsseminare für Spanischlehrer und Spanischprüfungen sind geplant. Mit dem neuen Angebot entsteht in Freiburg die erste Präsenz des spanischen Kulturinstituts im Südwesten Deutschlands. ■ **Goethe-Institut Freiburg, Wilhelmstraße 17 ■ Weitere Infos: www.goethe.de/ins/de/ort/fre/**

Leserbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

■ *Ich heiße Satis und lebe und schreibe in Freiburg-Kappel. Ich finde es toll, dass InForum e.V. in Zusammenarbeit mit dem Literaturbüro und Kommunalen Kino verschiedene Formen von Migrant-Writing dem Freiburger Publikum bekannt machen. Diese Verknüpfung hat die ganze Zeit gefehlt. In den USA, Kanada und Großbritannien werden die Migranten besonders gefördert mit Literaturpreisen etc. In Deutschland wird man von den Verlagshäusern in die Kategorie Migrantenliteratur geschoben.* Satis Shroff

■ *Die InZeitung 16 liegt uns vor. Wir werden sicher viel mit den fortgeschrittenen Schülerinnen lesen. »Andere Gesten – andere Sitten« ist prima und besonders*

für uns toll, weil diese Geste von unserer Schüler-Praktikantin mit iranischem Hintergrund angeregt wurde. Das wird sie freuen. Freuen würden sich auch die anderen Schülerinnen hier bei »Frauen im Südwind«, die so lebhaft nach Gesten gesucht und darüber diskutiert haben Claudia Schmidt, Frauen im Südwind

■ *Zu Carmen Lunas Essay in der letzten InZeitung möchte ich entgegnen, dass die Frage »Woher kommst du?« auch unter Menschen unseres eigenen Kulturkreises gerne die zweite oder dritte ist, die beim Begegnen gestellt wird. Spätestens, wenn man einen besonderen Akzent hört – es gibt ja auch in Deutschland »Stämme«, die sich mehr oder weniger mögen bzw. man freut sich, wenn man jemanden aus*

dem eigenen Tal trifft, je weiter weg man sich gerade aufhält, desto mehr! Insofern ist es meines Erachtens einfach eine Frage, mit der man bei Interesse relativ unverfänglich tiefer ins Gespräch kommen kann. Seien Sie also beruhigt. Martina Mosthaf (Ich bin es gewohnt zu hören: »Wo kommt der Name her?«)



Foto: kwasibanane

Gedenktafel an Marina Zwetajewa wieder an ihrem Platz

Über die Dichterin Marina Zwetajewa (1892 bis 1941) hatten wir in InZeitung 9 bereits ausführlich berichtet. Nachdem sie zwischenzeitlich wegen Renovierungsarbeiten entfernt worden war, hängt mittlerweile wieder eine Gedenktafel an der Fassade des Hauses Wallstraße 10.

Marina Zwetajewa gehört zu den bedeutendsten russischen Lyrikerinnen. Im Sommer 1904 wohnte sie im

Gasthof Zum Engel in Horben, und anschließend bis zum Juli 1905 in einem Mädchenpensionat in der Freiburger Wallstraße Nummer 10, während ihre an Tuberkulose erkrankte Mutter in Behandlung war.

In einem ihrer Gedichte hat Marina Zwetajewa 1914 ihre Erinnerungen an Freiburg literarisch verarbeitet. Neben der erwähnten Tafel in der Wallstraße 10 gibt es noch einen weiteren Ge-

denkort: Im Stadtteil Rieselfeld wurde eine eigene Straße nach ihr benannt.



Migrantinnen- und Migrantenbeirat

Der Migrantinnen- und Migrantenbeirat blickt zuversichtlich auf die nächsten fünf Jahre



▲ **Tengiz Kirtadze**
Foto: Conny Ehm

In der konstituierenden Sitzung des neu gewählten Migrantinnen- und Migrantenbeirats (MB) der Stadt Freiburg wurde Tengiz Kirtadze zum Vorsitzenden gewählt. Der erweiterte Vorstand wurde mit der Wahl von Dejan Mihajlovic, Olena Neumann, Maria del Mar Mena Aragon und Lucia Rolim-Schulz für die nächsten fünf Jahre bestimmt.

In der Sitzung im Oktober einigte sich der Beirat auf folgende thematische Schwerpunkte seiner Arbeit, die in der laufenden Wahlperiode als Leitperspektiven die Zielrichtung angeben sollen: Flüchtlinge, Bildung und Arbeit, Migrantenvereine und Kultur, Frauenrechte. Entsprechende Kommissionen werden gegründet oder weiter geführt. Der Beirat bittet alle Gremien, Vereine, Organisationen und interessierte Bürgerinnen und Bürger Freiburg um Zusammenarbeit.

► Aktuelle Informationen über den Beirat, so wie über andere wichtige internationale politische Ereignisse in der Stadt findet man auf der Facebook: www.facebook.com → Migrantinnen- und Migrantenbeirat-der-Stadt-Freiburg

Besuchen Sie uns
im Internet!

Was will die InZeitung erreichen?
| Wer schreibt worüber? |
Ausgewählte Artikel | Das Archiv
aller bisher erschienenen Ausgaben
| Aktuelle Informationen aus der
Redaktion, Termine, z. B. InForum,
Feste oder Ankündigung der
nächsten Ausgabe.

www.inzeitung.de



Während unseres Vorab-Gesprächs am Telefon kommen wir auf Bayern zu sprechen. Dort hat Zeynep Akay in der kommenden Woche einen Dolmetschetermin und dort ist sie aufgewachsen. »Ich liebe Bayern«, sagt sie, und lachend ergänzt sie: »Mein gerolltes R stammt nicht aus dem Türkischen, auch wenn alle erst mal denken, sondern aus dem Fränkischen!« Nun, als sie das erwähnt, fällt es mir auch auf. Es ist eindeutig ein fränkisches R.

Als ich ihr dann persönlich gegenüber sitze, vergesse ich leider zu fragen, ob sie, wenn sie ins Kurdische oder Türkische übersetzt, in eine andere Art von gerolltem R wechselt. Aber was sie zu erzählen hat, ist so spannend, dass derlei Nebensächlichkeiten in den Hintergrund rücken.

Wir haben uns verabredet, ohne uns zu kennen, aber ich erkenne sie sofort. Die Begrüßung ist herzlich und direkt. Als ich ihr unsere Fotografin vorstelle, sagt sie: »Eigentlich bin ich kein Zeitungsmensch ... und stehe auch nicht so gerne im Vordergrund.« Aber die Situation bleibt entspannt, die Bilder werden gemacht und augenblicklich fröhlich ausgewertet.

Wir lassen uns mit einer Tasse Kaffee nieder und sie beginnt sofort zu erzählen: Zeynep Akay ist Dolmetscherin, einige der wenigen hierzulande, die auch Kurdisch beherrscht. Ihr beruflicher Schwerpunkt liegt bei Gerichtsprozessen, aber sie arbeitet auch für Privatpersonen. »Ich habe einige Umwege gemacht, bevor ich zum Dolmetschen kam, Jurastudium, PH, aber das war alles nicht das Richtige ... Und jetzt habe ich auch noch angefangen Arabisch zu lernen!«, berichtet sie.

Vieles an ihr ist lachend, und ich beginne zu staunen. Denn das, wofür sie sich vor allem und mit ganzem Herzen einsetzt, lässt manch anderen sicher das Lachen vergessen: für Zarak e.V.: »Das heißt Kinder auf Kurdisch.« Dieser Verein fördert vor allem Bildungseinrichtungen für Kinder in den Flüchtlingslagern im Nordirak und in der Türkei. Das heißt, Schulmöbel, Bücher, Papier, Stifte, aber auch Nahrungsmittel, Bekleidung, Decken, Medikamente und medizinische Hilfsmittel wie z. B. Rollstühle und Krücken werden von Zarak gesammelt und direkt vor Ort an die Flüchtlinge verteilt.

Schulklassen, Gewerkschaften, Firmen, Vereine, Kindergärten, die Freiburger Uniklinik und Privatpersonen hatten gespendet, die Resonanz war unerwartet groß. Fünf voll bepakte LKW mit rund 40 Tonnen Hilfsgütern verließen im Frühjahr 2015 unsere Region in Richtung Türkei und Nordirak.

Vor Ort heißt in diesem Fall: Zeynep besuchte selbst im Zuge die-



Dolmetscherin mit Mut

Die Kurdin Zeynep Akay bereist mit Hilfsgütern die Türkei und den Nordirak

Von Susanne Einfeld

ses *Hilfstrecks* Mardin, Zakho und das Sindschar-Gebirge. Sie war im April dieses Jahres dort, bereits bevor Tausende von Flüchtlingen sich auf den Weg nach Deutschland machten. Schon zu dieser Zeit waren die Verhältnisse dort äußerst prekär. Die Flüchtlingslager im Grenzgebiet zwischen der Türkei und dem Nordirak waren hoffnungslos überfüllt, die Versorgung mit Nahrungsmitteln, Hygieneartikeln und medizinische Versorgung, komplett unzureichend.

»Es geht uns besonders darum die Situation der Kinder – aber natürlich auch aller anderen Menschen – zu verbessern.« sagt sie, »Es wäre für alle

Menschen wünschenswert, dass niemand aus seiner Heimat fliehen muss.«

Ein wesentliches Anliegen ist auch die Schulbildung für die Kinder. Schulen in der direkten Umgebung der Flüchtlingslager werden mit Möbeln und Materialien versorgt. »Allerdings ist es für uns Bedingung, dass auch Mädchen zur Schule gehen können!«

Ob sie während ihrer Reise jemals Angst gehabt habe, will ich wissen.

»Nein«, antwortet sie, »insgesamt eigentlich nicht. Nur auf dem Weg von Zakho ins Sindschar-Gebirge.« Das ist immerhin eine Strecke von ungefähr 200 Kilometern durch die, wie sie es nennt, »Prärie«. Ich frage mich und

◀ Zeynep Akay rollt das R auf türkisch, kurdisch und fränkisch. Foto Susanti Dewi

sie, wie genau man sich das vorzustellen hat. Öffentliche Verkehrsmittel? Natürlich nicht! Sie lacht mich nicht aus, aber ich verstehe sofort, was so komisch ist an dieser Frage. »Ich bin von einer Peschmerga-Eskorte begleitet diese Strecke gefahren.«

»Aber diese Berge!« schwärmt sie dann, »Wenn dort nicht Krieg herrschen würde ...!« Freunde von ihr haben beim Betrachten ihrer Fotos schon festgestellt, dass es dort aussieht wie in den schönsten Ferienebenen der Alpen.

Auf ihrer Reise sah sie die vielen Zeltlager, verteilt im Gebirge. Dorfgemeinschaften, Gruppen oder Familien, die sich gemeinsam vor Krieg und Terror in Sicherheit zu bringen versuchen. Sie waren vergangenen April und nun auch zu Beginn des Winters den eisigen Temperaturen ausgeliefert.

»Wir kamen auf unserer Fahrt auch an vielen Rohbauten vorbei, in denen Menschen auf engstem Raum ohne jegliche Art von Versorgung leben«, berichtet Zeynep weiter.

Seit Mai dieses Jahres gibt es auf Grund politischer Neuregelungen in der Türkei kaum noch Möglichkeiten, Sachspenden in größerem Umfang in diese Krisengebiete zu schicken. »Bargeld ist gewünscht, aber was davon dann letztlich sinnvoll eingesetzt wird, ist auf die Entfernung nicht zu kontrollieren.«

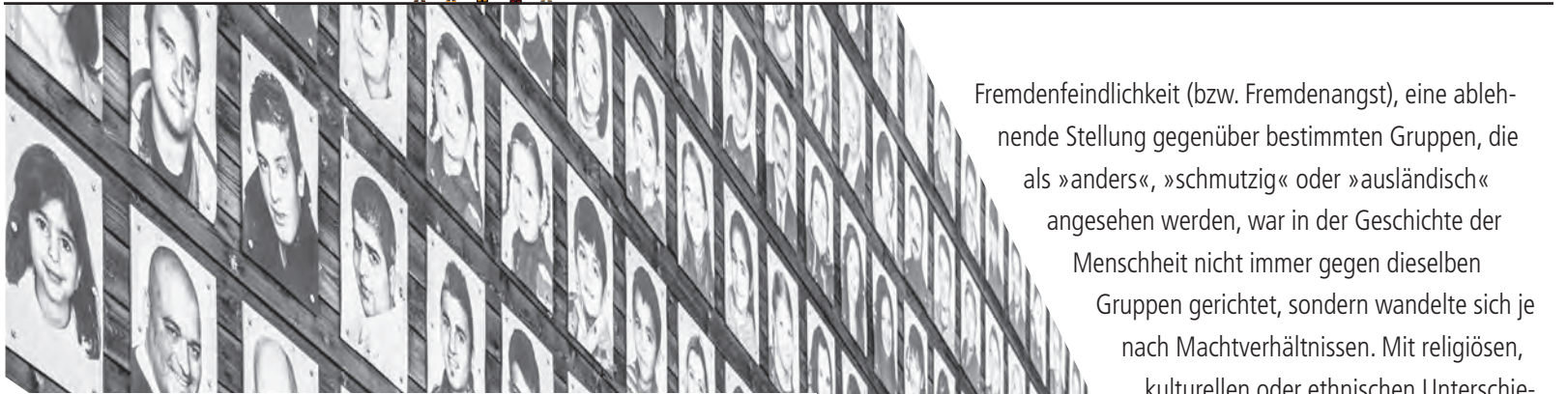
Im kommenden Frühjahr soll es wieder eine Reise geben, nach Erbil im Irak. Spendengelder sollen dann sozusagen unter persönlicher Aufsicht sinnstiftend und für notwendige Einkäufe eingesetzt werden. Und es ist wichtig direkt vor Ort dabei zu sein.

Sie, Zeynep, ist diejenige, die auf Grund ihrer sprachlichen Fähigkeiten, diese Kontrollfunktion am besten wahrnehmen kann.

»Haben die Menschen dort dich genau deshalb respektiert? Weil du ihre Sprache sprichst?«, will ich wissen.

»Auch,« erwidert sie, »aber vor allem, weil ich eine Frau mit türkischen Eltern und einem deutschen Pass bin.« Das leuchtet ein, aber ich vermute, dass es darüber hinaus an mancher Stelle auch ihre persönliche Ausstrahlung war, die ihr Respekt und Sympathien verschaffte.

Beim Abschied sind wir irgendwie wieder in Bayern angekommen. »Am liebsten würde ich wieder dort leben!« meint sie, »Aber das kann ich meiner Tochter nicht antun ... Vielleicht in ein paar Jahren, nach ihrem Tochter.« Dass ich nach dem fränkischen und dem türkischen R fragen wollte, fällt mir erst auf dem Heimweg ein.



Wer ist dein Nachbar?

Antisemitismus, Antiziganismus und Homophobie heute

Von Barbara Peron

70 Jahre nach dem Holocaust

Die meisten Menschen weltweit glauben, dass man in Deutschland ausreichend vor Vorurteilen gegenüber Juden, Roma & Sinti und Homosexuellen geschützt ist, und zwar gerade aufgrund der Verarbeitung der NS-Vergangenheit. Aber ist es wirklich so?

Laut einer Studie, die in der Zeitschrift der Landeszentrale für politische Bildung Baden Württemberg *Der Bürger im Staat* 2015 erschienen ist, sind Homosexuelle, Menschen jüdischen Glaubens sowie Roma und Sinti »als mögliche Nachbar*innen besonders unbeliebt«. Obwohl diese Studie wegen der angeblich unwissenschaftlichen Datenerhebung zum Teil kritisiert wurde, wird die Unbeliebtheit dieser drei Gruppen von anderen Forschungen bestätigt. 75 Jahre nach der systematischen Ermordung von Juden, Roma, Sinti und Homosexuellen durch die Nazis bleiben Antiziganismus, Homophobie und Antisemitismus in Deutschland immer noch ein Problem.

Sinti und Roma, die in sozialer und ökonomischer Hinsicht keine einheitliche Gruppe sind, erleben eine anhaltende Diskriminierung. Sie werden weiterhin als ein problematisches Kollektiv wahrgenommen, das sich von uns, den sozial angepassten Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft, unterscheidet. Trotz der massiven Diskriminierung der Roma in vielen Balkanländern, den unzumutbaren Wohnbedingungen, dem Ausschluss von Arbeitsmarkt und Bildung, geht aktuelle Migrationspolitik davon aus, dass es sich um unerwünschte Armutsflüchtlinge handelt und nicht um politisch Verfolgte.

Hat Deutschland auch heute noch ein Homophobie-Problem? Der Fußballprofi Thomas Hitzlsperger, der sich als erster Bundesligaspieler und Fußballnationalspieler wohlweislich erst nach dem Ende seiner Karriere geoutet hat, brachte es in einer Talkshow auf den Punkt: »Viele Leute wissen nicht, ob

sie wirklich so tolerant sind, wie sie tun.«

»Schwul« ist ein gängiges Schimpfwort. Laut Umfragen sind Antisemitismus und Homophobie jetzt wieder salonfähig geworden. Der Antiziganismus war nie verschwunden.

Ein hoher Bildungsgrad schützt vor Antisemitismus nicht

Schmierereien, gewaltsame Übergriffe, Gottesdienste unter Polizeischutz, verbale Entgleisungen auch bei Politikern. Judenfeindliche Äußerungen sind nicht mehr allein Sache von Neonazis – auch ganz andere Gruppen neigen inzwischen dazu, wie zahlreiche Umfragen und Studien der letzten Jahre gezeigt haben. Bedenklicher noch als die offenen Angriffe ist der latente Antisemitismus in der Bevölkerung. Schon seit Jahrzehnten lässt sich feststellen, dass antisemitische Einstellung kein Phänomen einer kleinen rechts-extremen Minderheit, sondern häufig in der Mitte der Gesellschaft verortet ist. Außerdem lassen sich bei der negativer Kommentierung von Israels Politik im Nahen Osten oft auch antijüdische Ressentiments ausmachen.

Etwa 15 bis 20 Prozent der Deutschen haben nach einigen Studien latent antisemitische Ansichten. Nach der Forschung von Prof. Alexander Zick von der Universität Bielefeld hegt sogar ein Viertel der deutschen Bevölkerung Antipathien gegenüber Juden und betrachtet Juden und Jüdinnen als irgendwie anders. Dieser alltägliche, subtile Antisemitismus findet sich selbst bei gebildeten Leuten. Die Linguistikprofessorin Monika Schwarz-Friesel, die an der TU Berlin unterrichtet, forscht seit Jahren zum Thema *Aktueller Antisemi-*

tis-
mus.

Im Rahmen ihrer Forschung hat sie 14 000 Mails analysiert, die an den Zentralrat der Juden und an die Israelische Botschaft in Deutschland geschickt worden sind, in vielen Fällen von Akademikern. So schreibt z. B. ein Juraprofessor an den Zentralrat der Juden: »Wir Deutschen haben bittere Erfahrungen mit Auserwählten. Sie müssen das wohl noch lernen«. Das sind noch die freundlicheren Empfehlungen. Andere Akademiker werden noch deutlicher: »Ich kenne immer mehr Menschen, die mit Hitlers kranker Idee, Euch auszurotten, sympathisieren. Ist das nicht beängstigend? Diese Leute behaupten sogar, Ihr seid die neuen Nazis. Kann man dies nicht sogar verstehen?« Oder: »Warum werden die Juden immer wieder verfolgt? Das müssen sie sich schon selber fragen. Beim nächsten Holocaust beginnt das Gejammer wieder von vorn. Ich habe die Schnauze voll«. Ein hoher Bildungsgrad, meint Schwarz-Friesel, schützt vor Antisemitismus nicht. Die Stereotypen gegenüber Juden, derer Akademiker sich in ihren Mails bedienen, sind dieselben, die man auch in breiteren Schichten der Bevölkerung findet. Juden gelten als Kindermörder, als Wucherer, als rachsüchtige Intriganten, als Weltverschwörer und werden als extrem einflussreich beschrieben. 16,5 Prozent der Deutschen stimmen der Behauptung zu: »Der Einfluss von

Fremdenfeindlichkeit (bzw. Fremdenangst), eine ablehnende Stellung gegenüber bestimmten Gruppen, die als »anders«, »schmutzig« oder »ausländisch« angesehen werden, war in der Geschichte der Menschheit nicht immer gegen dieselben Gruppen gerichtet, sondern wandelte sich je nach Machtverhältnissen. Mit religiösen, kulturellen oder ethnischen Unterschieden begründet, stimmt diese Art von Ausgrenzung und Fremdenfeind-

◀ Wand der 1000 Gesichter.

Im Rahmen einer Kunstaktion im Rheinpark Duisburg sind hier rund 1400 Duisburger BürgerInnen unterschiedlichen Alters und Geschlechts, unterschiedlicher Herkunft, Religion und Bildung an der Außenwand einer Fabrik portraitiert. Fotos: kwasibanane

Juden in Deutschland ist sehr groß«.

Doch nur 0,2 Prozent der deutschen Bevölkerung sind Juden. Gerade diese Stereotypen, die historische Gründe haben, führen nach Schwarz-Friesel dazu, dass Juden immer als die Anderen gesehen werden. Diese versteckten Wege der Judenfeindlichkeit sind immer neu und deswegen auch schwierig zu erkennen, ebenso wie auch die anderen Formen von Xenophobie. Ist es nicht die Aufgabe einer demokratischen Gesellschaft, diese auch in den neuen Erscheinungsformen zu bekämpfen?

Doch eine große Mehrheit der Bevölkerung möchte gern unter das »abgelutschte Thema« NS-Vergangenheit einen Schlussstrich ziehen. Warum? Weil man diese Schande loswerden möchte? Eigentlich sollte man diese Erinnerung auf neue Art verarbeiten, um sie für eine sich wandelnde vielfältige Gesellschaft zugänglich und verständlich zu machen.



lichkeit mit Rassismus überein. Alle Menschen haben Vorurteile, nur geht Diskriminierung nicht von Vorurteilen Einzelner allein aus, sondern basiert auf vorherrschenden gesellschaftlich geteilten Bildern und gesellschaftlichen Machtverhältnissen; an den Prozessen der Konstruktion von Fremdbildern sind mediale und politische Akteure der Gesellschaft

beteiligt. Wie kann man Vorurteilen gegen und Bildern von vermeintlich »Fremden« widerstehen? Auf den folgenden Seiten suchen wir die Ansätze dazu und versuchen uns so ehrlich wie möglich mit dem Phänomen auseinanderzusetzen, ohne etwas zu verschweigen – auch unter uns MigrantInnen aus verschiedenen Himmelsrichtungen.

Vom Antisemitismus und seinen ungleichen Brüdern

Von Gerd Süßbier

Wenn sich Pegida, AfD und Co. fremdenfeindlich äußern, ist der Antisemitismus nicht weit. Denn der gehört zum Kanon des rechten Weltbildes, und wer Araber, Afrikaner oder Asiaten hasst, hat für den Juden gemeinhin auch nicht viel übrig. Dies verleitet dazu, den Antisemitismus lediglich als Spielart des Fremdenfeindlichen zu sehen. Bei genauerer Betrachtung ergeben sich jedoch elementare Unterschiede dieser Formen des »Vorurteils«.

Zunächst zur Empirie: Während zur Fremdenfeindlichkeit die Erfahrung mit Fremden gehört, ist die Erfahrung mit Juden keineswegs Voraussetzung für Antisemitismus. In vielen Ländern, in denen es keine oder nur wenige Juden gibt, kann der Antisemitismus stark ausgeprägt sein, wie zum Beispiel in Polen oder besonders krass in Japan. Allein zwischen 1933 und 1945 erschienen in Japan fast eintausend antisemitische Schriften, darunter auch die *Protokolle der Weisen von Zion*, ohne das es in der japanischen Gesellschaft überhaupt Juden gab. Der österreichische Publizist Paul Lendvai prägt hierzu den Begriff *Antisemitismus ohne Juden*. Diese Beharrlichkeit des antisemitischen Vorurteils, das keine vitale Erfahrung benötigt, bleibt eine seiner Besonderheiten.

Den Unterschied zur Fremdenfeindlichkeit markiert auch eine weiteres Merkmal des Antisemitismus. Während der Hass auf Fremde mit deren angeblicher Minderwertigkeit begründet wird, mischen sich in das antisemitische Vorurteil auch Zuschreibungen von Allmacht und Potenz der Juden.

Ein Propagandaplakat aus der Nazizeit zeigt diese wahnhafte Vorstellung: Während Deutschland von der einen Seite vom russischen Kommunisten und von der anderen Seite vom amerikanischen Kapitalisten angegriffen wird, erhebt sich über allem der Jude, der den östlichen wie den westlichen Feind wie Marionetten lenkt.

Zentrale Momente des Antisemitismus sind also die Unabhängigkeit vom realen Juden einerseits sowie die imaginierte Überwertigkeit des Juden andererseits. Beide Aspekte zusammen liefern nun Hinweise auf die Ursachen des Antisemitismus selbst. Das christliche Abendland zwang die Juden zu einer Tätigkeit, die den Christen untersagt, aber für die Herrscherhäuser und ihre Feldzüge unabdingbar war: den Geldverleih, den Kredit. Damit war das Judentum mit der abstrakten Sphäre des Wertes identifiziert. Die Attribute des Geldes, seine Macht und seine Ortlosigkeit wurden fortan auch dem Juden angedichtet: heimatlos, machtvoll, nicht-identisch, weltumspannend und geheimnisvoll. So entlud sich die Verzweiflung angesichts der Wirtschaftskrisen, bei der die zum Wert geronnene Arbeit zu Nichts zerfällt, im Hass auf die Juden. Ihnen wurde die Verantwortung für die Krisen der nicht verstandenen kapitalistischen Ökonomie zugeschoben. Und nur so ist erklärbar, warum die nationalsozialistische Bewegung das *raffende* Kapital, die abstrakte Seite der Ökonomie bekämpfte, sich jedoch zum Anwalt der anderen Seite der Medaille, dem *schaffenden* Kapital, der konkreten Produktion, aufschwang. Grund genug, auch heute beim Hass auf *Banker, Heuschrecken und Zins-knechte* hellhörig zu werden.

Werte der Zivilisation für Deutsche und MigrantInnen

Von Youssef L.

Ich will nicht in die Hände der Rechten oder der konservativen Ideologien spielen, die immer einen Grund suchen, in ihren Vorurteilen bestätigt zu werden. Aber es ist wichtig, dass wir MigrantInnen uns mit Antisemitismus, Antiziganismus und Homophobie beschäftigen und nach Lösungen suchen.

Im Nahen Osten, wo ich her komme, sind die meisten Menschen sehr antisemitisch und homophob, obwohl sie nie im Leben einen Schwulen oder Juden gesehen haben. Es ist immer so: Man sucht einen Sündenbock aus und sagt: »Die sind schuld, dass es uns schlecht geht.« Bei uns wurden Minderheiten oder Oppositionelle als *Juden* beschimpft, obwohl sie keine waren, um sie als Verräter, als minderwertig zu bezeichnen. Wenn es in meinem Staat nicht diese Propaganda gäbe, hätten die Leute mitgekriegt, was in dem Land los ist. Das fängt schon bei der Erziehung der Kinder an, man schimpft ständig über die Juden. Ich komme zum Glück aus einer sehr offenen Familie, aber ich habe diese Propaganda jeden Tag in der Schule mitbekommen, im Religionsunterricht. Kleinen Kinder wird erzählt, dass die *anderen* Menschen schmutzig sind und wir sauber, sie gehen zur Hölle und wir ins Paradies.

Leider merkte ich bald hier in Deutschland, dass einige MigrantInnen ihre Vorurteile mitgebracht haben. Sie sind so erzogen, sie kommen aus totalitären oder aus religiösen Staaten, sie hatten keine Wahl. Hätten sie sich anders verhalten, wären sie aufgefallen. Einige sind sogar stolz darauf, in Deutschland zu sein, wo im Dritten Reich so viele *Juden – unsere Feinde* umgebracht wurden. Weil sie sich von der Gehirnwäsche, die sie von Geburt an erfahren, nicht befreien können. Ab hier ist es wichtig diesen Menschen von Anfang

an zu zeigen: So Leute, es gibt hier Juden, Schwule, Roma ... sie dürfen nicht vor anderen lächerlich gemacht werden, sie haben schon genug an der Geschichte gelitten. Diese Menschen müssen mitkriegen, dass es hier keinen Platz für solcherlei Hetze gibt. Ob sie das akzeptieren, kann ich nicht vorhersagen, aber sie sollen es wissen, denn sonst denken sie weiter, sie seien im Recht. Das ist die Aufgabe von euch Journalisten, von der Gesellschaft, von mir, von jedem Menschen.

Doch auch die Deutschen sind trotz einer ganz anderen Erziehung auch oft antisemitisch und homophob, vor allen in den kleinen Orten. Nur aus Respekt zum Grundgesetz sprechen die Deutschen das nicht so laut aus wie meine Landsleute. Ich war mal in so einem kleinem Ort zum Essen eingeladen, wir saßen vorm Fernseher und die freundliche ältere Dame sagte, während einer Nachricht aus Israel: »Die *Juden geben keine Ruhe!*« Ich habe sofort den Appetit verloren. Wer gibt keine Ruhe? Die Juden? Die Palästinenser? Oder die Deutschen? Oder die Leute, die Waffen produzieren oder die konservativen Regierungen?

Aufgabe des Staates sollte sein, Kurse nicht nur zum Spracherwerb, sondern zur allgemeinen Zivilisation zu organisieren. Und dabei können sie gerne ihre eigenen Landsleute zu diesen Kursen schicken!

Zivilcourage ist wichtig! Man soll bei rassistischen Äußerungen sofort eingreifen und widersprechen, sei es ein Kollege oder ein Unbekannter, Migrant oder nicht. Man muss zu den Zivilisationswerten stehen! Auch wir, die MigrantInnen. Für diese Werte stehen auch viele Gruppen, dort, wo wir herkommen: Menschenrechtler, Frauenrechtlerinnen etc. Über internationale Kontakte mit diesen Gruppen, indem man sie als Beispiel für hiesige MigrantInnen-Jugendliche einlädt oder zum Beispiel Skype-Sessions organisiert, jedenfalls über sie informiert, kann man viel erreichen.





Eines Tages im Spätsommer sortierte ich die Inhalte meines Kleiderschranks, besuchte meinen Dachboden und packte zwei blaue IKEA-Taschen mit alten und neuen Klamotten. Anschließend brachte ich meine Ladung zu den Hamburger Messehallen, die vor kurzem zur Anlaufstelle für Flüchtlinge wurden. Mehrere Freunde von mir sammelten bereits dafür Spenden, einige engagierten sich als Helfer am Ort.

Die Atmosphäre der Hilfsbereitschaft beeindruckte mich so sehr, dass ich auf Facebook ein Paar Fotos mit einem Kurzkomentar postete. Da ich so etwas wie ein russischsprachiger Schriftsteller bin, schreibe ich in den sozialen Medien für Freunde und Kollegen überwiegend in meiner Muttersprache. Selbstverständlich war mir inzwischen bewusst, dass für manche Landsleute die aktuelle Flüchtlingssituation in Europa zu einem neuen Anlass wurde, über den Untergang des Abendlandes zu plaudern. Womit ich allerdings nicht rechnete, dass mein Zweizeiler einen riesigen Shitstorm auslösen konnte. Vor allem staunte ich über die Stimmen aus der russischen Diaspora in Deutschland.

Ehemalige Landsleute, die zu einem wesentlichen Teil noch vor kurzem selber Kontingentflüchtlinge waren, sahen sich plötzlich als Garanten guter europäischer Werte gegen Islamisierung und Überfremdung. Interessanterweise fielen manche Meinungen und Kommentare wortwörtlich damit zusammen, was die russischen Regierungsmedien in den letzten Tagen rund um das Thema Flüchtlinge berichteten. So behauptete am 2. September die regierungsnahen Zeitung *Komso-*

molskaja Prawda, dass die Arbeitslosigkeit in Deutschland bereits 30% erreicht habe (!) und der Flüchtlingsstrom nicht zuletzt von deutschen Homosexuellen gesteuert werde, die gerne dunkelhäutige Partner hätten. Der deutsche Sozialstaat stünde am Ende und Andersdenkende (Stichwort Pegida) würden verfolgt!

Es ist wirklich unfassbar, aber die neuen Beschützer der deutschen

Flüchtlingsexperten in Trainingshosen

Von Andrey Ditzel

Leitkultur aus Russland und Kasachstan werden mit manchen Fakten und Informationen zu ihrer neuen Umgebung über mehrere Jahre von russischsprachigen Medien beliefert. Der russische Nationalismus erlebt momentan seine Blütezeit, was sich in der Ideologie der *russischen Welt*, die zumindest den ehemaligen Sowjetraum dominieren oder zurückerobern soll, widerspiegelt. Entsprechend sind nationalistische Gefühle und Fremdenfeindlichkeit unter vielen postsowjetischen Auswanderern am Aufblühen. Sie halten sich nicht selten zugleich für bessere Russen und bessere Deutsche.

Dabei kennt man dieses Publikum bei uns in Hamburg nicht zuletzt aus der S21 in Richtung Bergedorf-Aumühle, wenn ich nun selber ein paar Klischees bedienen darf: Frauen mit auffälligem Make-up, Männer in Trainingshosen. Genauso ernst wie die meisten russischen *»Flüchtlingsexperten«* über die Schrecken der islamischen Ghettos berichten, könnte ich vielleicht auch über die Schrecken der schleichenden Russifizierung am

Hamburger Stadtrand berichten. Seit Jahren gibt es dort keine Läden mehr ohne Videoüberwachung.

Meine Absicht ist allerdings nicht, Angst gegen russischstämmige Migranten zu schüren. Die Waffe Angst gegen andere bildet nur einen Teufelskreis. Es bleibt nichts anderes übrig, als aufzuklären. So meldete sich bei mir auf den Spuren der Facebook-Diskussion die russische Redaktion des Radios *Free Europe*. Die Gesprächsrunde, geführt vom Redakteur Dmitry Volchek, in der wir die wichtigsten Statistiken zur Flüchtlingssituation zusammenfassten und unter anderem am Beispiel Hamburg erzählten, wie behördenunabhängig geholfen wird, wurde in sozialen Netzwerken über 7000 mal geteilt. Die Hamburger Facebook-Seite *Refugeeswelcome-Karviertel* kam übrigens inzwischen auf eine Beitragsreichweite von 350 000.

Wenn ich an meine Landsleute in Europa denke, bekomme ich ziemlich gemischte Gefühle. Ein charakteristisches Zitat: *»Schäm dich, du bist ja Russe und hast auf dem Christopher-Street-Day nichts zu suchen«* ... Andererseits finde ich in praktisch allen Bereichen und Branchen Russischsprachler, die bestens gebildet und bestens integriert sind. Selbst auf *Atemlos durch die Nacht* von Helene Fischer bin ich ein wenig stolz, obwohl ich nichts anfangen kann mit diesem Genre.

■ Anmerkung der Redaktion: Helene Fischer ist wie Andrey Ditzel in Sibirien geboren.

■ **Andrey Ditzel**, geboren 1977 in Nowosibirsk (Russland) ist russischsprachiger Journalist, LGBT-Aktivist, Schriftsteller und Gewinner des internationalen Wettbewerbs der russischen Lyrik *»Emigranten Lyra«* 2015. In Deutschland arbeitet er als Fotoredakteur.

Unbekümmert

Von Melisa Mustafovic

Alles begann mit einem Lied, das ich als Jugendliche in Emir Kusturicas Film, *»Time of the Gypsies«*, gehört habe. *Abenddämmerung, Fackellicht, Spiegelung des bunten Treibens im Wasser und die Gänsehautmusik ... unvergesslich. Diese Szene am Fluss mit der Ederlezi-Hymne im Hintergrund beschreibt das Frühjahrsfestival der Roma auf dem Balkan, wo ich auch her komme.*

Für mich hatte dieses Zusammenspiel etwas Unbekümmertes und Lebensbejahendes. Und ich wollte mich dieser Welt im erwachsenen Alter nähern. Dann aber eher auf eine praktische Art und Weise. Ich habe mich als Ehrenamtliche gemeldet, einmal die Woche Hausaufgabenbetreuung in Deutsch und Mathe für Flüchtlingskinder, meistens Roma aus dem Kosovo und Serbien. Dem Verspielten, Sorglosen und Lebensbejahenden begegnete ich auch hier, eine ganze Palette: eine winzige Mathe-As-Dame, im Kopfrechnen schneller als der erfahrenste Ober, eine allseitig begabte Teenagerin, die ihren Mitschülern auf

die Sprünge hilft, aber auch oft genug mit ihrer geistigen Überlegenheit spielt, Fußballexperten und begnadete Finger-trippelnde-auf-allemwas-Resonanz-erzeugt Trommler ... Die Gutmütigen, die Frechen, die Schweigsamen, die Wilden, alle waren sie da. Wenn sie mit ihren Hausaufgaben fertig waren, spielten wir die verbliebene Zeit mit den Kindern Memory, Uno oder einfach Malen. Ein Stimmengewirr gefangen im Gordischen Knoten bis wir uns auf eine Sache geeinigt hatten.

Einmal in einer ruhigen Minute beschloss ich, ihre Kindergesichter zu malen, es gefiel ihnen, und plötzlich

stand eine Schlange von willigen Modellen vor mir. Sie alle wollten so eine Zeichnung mit nach Hause nehmen, für die Schwester, den Bruder, die Cousins ... Eine Woche später kam eine aufgeweckte Schülerin auf mich zu und wollte nun ein zweites Mal gemalt werden, da hatte sie sich ihre Haare anders gebunden. *»Seit einer Woche hast du dich nicht groß verändert«,* meinte ich scherzhaft zu ihr, *»das machen wir lieber in ein paar Jahren wieder.«* *»Ja, aber bis dahin bin ich abgeschoben«,* antwortete das Mädchen spontan ...

und ich wusste nicht mehr, was ich darauf sagen sollte.



► **»Du bist schwul? Aber du bist doch ein Ausländer, oder!«.**
Türkische LGBT beim CSD in Freiburg.
Foto: kwasibanane

»Die Schwulen kommen!« ist eine immer wiederkehrende Begrüßung, die durchs Gebäude hallt, sobald wir eine Schule betreten. Wir, das ist das Team von FLUSS e.V. dem Verein für Bildungsarbeit zu Geschlecht und sexueller Orientierung.

Mehrmals im Jahr besuchen wir Freiburger Schulklassen, um mit den Schülern und Schülerinnen über Lebensweisen zu sprechen, mit denen sie im Alltag vielleicht nicht so oft in Berührung kommen. Wir sprechen über Frauen, die Frauen lieben, Männer, die Männer lieben. Auch über Menschen, die nicht mit der Identität leben, die ihr biologisches Geschlecht vorgibt – sogenannten Trans_Menschen. Jeder hat Bilder im Kopf, wenn man an Lesben, Schwule oder Trans_Sexuelle denkt. Bilder, die nicht selten von Medien geprägt sind: Schwule werden häufig als Männer dargestellt, die enge Glitzeroberteile tragen, Stunden im Bad verbringen, total zickig, aber dennoch bestens dazu geeignet sind, beste Freunde zu sein. Lesben tragen Kurzhaarschnitt, arbeiten als KFZ-Mechanikerin, spielen Fußball und haben als Kind lieber mit Autos als mit Puppen gespielt.

Lehrer und Lehrerinnen laden uns als Verein in ihre Schulklasse ein, um genau an und mit diesen Vorurteilen zu arbeiten. Wir werden aus der Überzeugung heraus empfangen, dass *Betroffene* die Klischees, die über sie bestehen, am besten auflösen können – aber auch aus Hilflosigkeit. Einige können gegen homophobes Klima in ihrer Klasse nichts machen, andere denken, sie werden durch das intensive Bearbeiten der Problematik vielleicht selbst für schwul oder lesbisch gehalten. Auch ein hoher Anteil von Schülerinnen mit Migrationsgeschichte in der Klasse macht es einigen LehrerInnen schwer, Vielfalt von Geschlecht zu thematisieren, weil sie dieser Gruppe erhöhte Homophobie zuschreiben.

Was früher *Nigger* oder *Spasti* gerufen wurde, ist heute *schwul*. Alles was nicht gefällt, uncool oder blöd ist, wird als *schwul* tituliert – vor kurzem durften wir sogar einen *schwulen Stuhl* kennenlernen. Auch wenn dieser Ausdruck in den meisten Fällen nicht böswillig benutzt wird und auch die Gruppe der Schwulen damit nicht herabgesetzt werden soll, hat die Nutzung dennoch seine homophobe Wirkung. So haben uns schon einige SchülerInnen anvertraut, dass sie sich und ihr Eingeständnis homosexuell zu sein, oft in Frage gestellt haben und ihre Schule für sie nicht der geeignete Ort für ein Outing darstelle.



Schublade auf – Schublade zu

Bevor wir die Schulklassen besuchen, erhalten die SchülerInnen von uns Fragebögen, die sie anonym ausfüllen. Es fallen Sätze wie: *»Mann mit Frau ist normal. Alles andere gehört vergast«*, *»Schwule sind eklig, Lesben sind geil«*, *»Sie sollen leben wie Sie wollen, aber was ist da in der Kindheit schief gelaufen?«*, *»Lesben erkennt man an ihrem männlichen Auftreten, Schwule bewegen sich feminin«*.

gegenüber Menschen, die ich als potentielle Bedrohung und Gefahr für mich als lesbische Frau einstufte. Vorurteile, die ich für mich als Selbstschutz wählte. Und so durchschlich mich regelmäßig ein ungutes Gefühl, wenn der Anteil an SchülerInnen mit Migrationsgeschichte in einer Schulklasse überdurchschnittlich hoch war. Das Frauenbild muslimischer SchülerInnen, die angenommenen koranbedingten Meinungen zu Homosexualität und die Unwissenheit gegenüber anderen Kulturen und Religionen,

sich mit einer dunkleren Hautfarbe gerade als schwul geoutet hat. *»Ja, denkst du etwa, es gibt keine schwulen Türken?«*, kontert dieser. Menschen mit Migrationsgeschichte sind nicht homosexuell oder transsexuell – es kann nicht sein, was nicht sein darf. Dieses Leitprinzip ist oft fest verankert in den Köpfen der Jugendlichen.

»Und wer ist bei Euch der Mann?« fragt mich eine Achtklässlerin. Ich mache die Schülerin darauf aufmerksam, dass sie eine Reihe von Klischees in sich trägt und kläre sie mit einigen Rückfragen zu ihren Bildern von Weiblichkeit und Männlichkeit auf.

Schwule, Lesben, Transsexuelle würden eben nicht diesen Bildern entsprechen. Schwule seien weich, aufs Äußere bedacht, sensibel, eben eher kein *richtiger Mann*. Fragt man jedoch ganz konkret danach, was Weiblichkeit und Männlichkeit ausmacht, schreien die SchülerInnen schon bei der Aufzählung der Klischees laut auf und wollen sich damit nicht identifizieren.

Der direkte Kontakt mit uns als Menschen, die geschlechtliche Vielfalt vertreten, bestärkt die kritische Haltung zusehends. Die SchülerInnen lernen uns als Menschen kennen, die so gar nicht den Klischees und Bildern entsprechen, die sie in sich tragen.

Wenn die SchülerInnen in der Rückmelderrunde feststellen *»Ihr seid ja doch irgendwie ganz normal«*, muss ich schmunzeln. Wir scheinen uns begegnet zu sein. Denn es ist doch so wie man es auch bei sich selbst oft beobachtet: Die Begegnung mit *dem Unbekannten* eröffnet uns den Blick auf den Menschen selbst. Und dann werden Dinge wie Herkunft, Religion, oder die Tatsache, wen dieser Mensch liebt, unbedeutend.

■ FLUSS e.V., der Verein für Bildungsarbeit zu Geschlecht und sexueller Orientierung, ist ein gemeinnütziger Verein aus Freiburg, der seit 1996 Bildungs- und Aufklärungsarbeit im Bereich nicht-heterosexueller Lebensweisen leistet.
► www.fluss-freiburg.de

Schwule Stühle sind auch nur Stühle

Das Leben in Schubladen

Von Carina Utz



Ich arbeite seit 2008 bei FLUSS e.V., doch, wenn man solche Sätze von 14-Jährigen liest, machen diese mich noch immer sehr betroffen. Ich denke an meine Frau, die gerade mit unseren Kindern beim Einkauf ist und frage mich, warum Jugendliche so über Menschen denken, die sich lieben, die Familie sind. Sicherlich liest man auch genug Positives, was die Freude auf den bevorstehenden Besuch in einer Schulklasse wachsen lässt, doch negative Sätze brennen sich ins Gehirn. Ingeheim weiß ich, dass solche Aussagen reine Reproduktion von elterlicher Meinung sind, vielleicht auch nur Unwissenheit, Unsicherheit und Angst, sich dem Thema zu stellen.

Als ich vor sieben Jahren mit der Arbeit begonnen habe, mein Privatleben gegenüber mir unbekanntem Menschen in einer Schulklasse preiszugeben, meine Coming-Out-Geschichte, Ängste und Erfahrungen zu teilen, hat es mich große Überwindung gekostet. Ich hatte Vorurteile. Vorurteile gegenüber Menschen, die ich nicht kannte, Vorurteile

formten die Annahme, als Person auf Abwehr zu stoßen.

Die direkte Begegnung mit SchülerInnen hat mir gezeigt, dass diese Klischees reine Willkür sind und die einzig richtige Linie zwischen toleranten Menschen und homofeindlichen Gruppen gezogen werden muss. Aspekte wie Alter, Hautfarbe, Religion und Bildungsstand sind nur in den wenigsten Fällen auslösende Faktoren für homofeindliche Gewalt. Diese Voreingenommenheit hat mir gezeigt, welchen Hintergrund Vorurteile und Klischees haben. Medien, nur vereinzelt eigene Erfahrungen, bilden Schubladen, die sehr einfach geöffnet und gefüllt werden können. Nur selten haben Menschen den Mut, Schubladen neu zu gestalten. Einfacher ist es, diese vollzupacken und schnell wieder zu verschließen.

FLUSS e.V. in Schulen

»**Du bist schwul? Aber du bist doch ein Ausländer, oder!« wird ein Mitarbeiter von FLUSS e.V. gefragt, der**



Zwickmühle der Kulturen

Ein Essay von Ketevan Bakhia

»Zigankebi«¹ gehören zu meinem früheren Leben, so wie für die Kinder Vögel zum Himmel gehören. Die sowjetische Großstadt, wo ich aufwuchs, war voll mit bunten Vögeln aller Art – die Repräsentanten von verschiedenen Völkern, meine ich. Man nennt es *Kolorit*, glaube ich, in kultureller Sprache.

»Tschuwatschka, Kewa, Tschuwatschka«, riefen die schrillen Frauenstimmen schon in der Nähe der großen Obst-Gemüse-Käse-Gewürze-Märkte. Meine Mutter quetschte meine Hand in ihre und auf der anderen Seite presste sie ihre Handtasche unter die Achsel. »Pedro, Donaldo«, riefen die Frauen und dann sah ich sie – die zerzausten Kinder von den braunhäutigen, laut rufenden Frauen. Sie, die Glücklichen! Diese Kinder, zahlreich und barfuß, konnten jederzeit diese rosenfarbenen, weichen, süßen Kaugummis, die ihre Mütter und Tanten und Großmütter verkauften, in den Mund schieben. »Nein, wir kaufen nichts«, musste meine Mutter nicht mal flüstern, ich wusste die Antwort schon auswendig. »Pagadai, Pagadai!« – »Ich wahrsagen dir«, riefen die Königinnen des Markts. Sie zwickten Frauen an den Armen. Meine Mutter war keine Kandidatin – sie hatte schon zwei Kinder dabei. Die Frauen wollten den Einsamen ihr

Schicksal vorhersagen. Die Karten in der Hand, den Kanarienvogel auf der Schulter, den Eimer mit Papierröllchen.

Meine Mutter zog mich weiter zu Kartoffeln und Auberginen und zum Fischstand.

Als ich nach Deutschland flog, war ich kein Kind mehr. Trotzdem betrachtete ich die Geschäfte mit bunten Kaugummis. Pedros und Donaldos, wo seid ihr?

Wenn ich mich heute in meinen Erinnerungen wandern finde, zwickt die Zwickmühle der Kulturen dabei weniger: Die kulturellen Menschen empfehlen es bekanntlich, das Wort mit »Z« nicht auszusprechen.

Immer wieder besuche ich auch die Stadt meiner Geburt. Dort wird das Zwickeln verklemmend. Wie soll ich die Frauen nennen, die ich dort noch antreffe? Soll ich ein trauriges, aufgeklärtes Gesicht machen und sie auf unterdrückte »Sinti und Roma« reduzieren? Wenn ich mich umschaue sehe ich dort noch mehr Grund zur Traurigkeit. Auf die Schnelle hilft dann Romantik gemischt mit unmittelbarer Menschlichkeit besser als kulturelle Sprachausdrücke.

Einmal war ich in Paris und erfüllte mehrere kulturelle Sehnsüchte meiner Kindheit auf einmal in dieser großartigen Stadt. Als ich plötzlich eine Frau im langen Kleid und mit buntem Kopftuch von weit weg, auf

der Treppe einer Kathedrale erkannte, wurde ich sentimental. Sobald ich in die Nähe kam, sagte sie etwas, was ich sofort als Äquivalent von *Pagadai* verstand. Diese exotisch ausschauende Frau in der europäischen Großstadt hielt bunte Spielkarten in der Hand und sah überhaupt nicht unterdrückt aus. Ich hatte keine Kinder dabei, sie auch nicht. Daher wäre ich eine gute Kandidatin gewesen, wenn ich den Mut gehabt hätte, ihr meine Hand zu reichen, meine Lebenslinien lesen zu lassen. Ob sie mir ein Kind prophezeit hätte, wenn sie die Linien angeschaut hätte? Ein Kind, das ich so gerne wie eine echte »Zigankebi« in einem Tuch am Rücken bei mir gehabt hätte. Damals in Paris.

¹ »Zigankebi« (ციგანები), im Georgischen benutzt man den russischen Wortstamm für Zigeuner; dass sie sich selber »Roma« nennen, war mir damals nicht bewusst

² »Pedro« und »Donaldo« sind Marken von in der UdSSR illegal verkauften Kaugummi

Romantik?

Kommentar der Redaktion

In der Redaktionsbesprechung wurde der nebenstehende Text sehr heiß diskutiert. Die einen haben sich eindeutig gegen die Bezeichnung »Zigeuner« ausgesprochen, die anderen haben im Text viele positive Vorurteile gesehen. Macht es nicht gerade deshalb Sinn dies zu veröffentlichen? Sind nicht viele Menschen gleichzeitig von der Freiheit und Ungebundenheit einer »Carmenten« und von anderen »Zigeunerromantik-Klischees« fasziniert und haben dennoch ausgrenzende Vorurteile gegen reale Sinti und Roma?

Europäische Dichter, vor allem die Romantiker, haben mit ihrer Figur des »Zigeuners« das allgemein vorherrschende negative Bild positiv geprägt. Jedoch auch die romantischen Bilder führen dazu, dass Sinti und Roma und ihrer Kultur nicht mit Respekt begegnet wird.

»Diese Vorurteile spiegeln nicht die Lebensverhältnisse der Sinti wider, die seit Jahrhunderten hier leben, sondern eigene Projektionen und Wünsche«, sagt Romano, Sinto aus Freiburg, »aber der Ton macht die Musik. Die Autorin spricht wahrhaftig über ihre Kindheits-erlebnisse, sie hat ein echtes Interesse an uns. Das ist besser, als wenn man sein Urteil nur aus »Politischer Korrektheit« bezieht und uns als Sinti und Roma ins Museum stellt.«

Wie anders ist das Leben der Roma?

Idriz I.: Wir lebten schon immer in diesem Dorf in Mazedonien. Mein Opa arbeitete erst als Wächter bei einem Wasserreservoir, dann als Straßenkehrer, mein anderer Opa war Hausmeister. Man unterscheidet uns aber von den anderen durch die dunklere Hautfarbe und wir sprechen eine eigene Sprache: Romanes. Roma sind sehr arm, sie bekommen meistens keinen Job und nur geringe soziale Hilfe, sie leben in improvisierten Hütten aus Holz und Blech, weil sie keine andere Wahl haben. Von Wohnungen vom Staat kann man nur träumen. Ich habe in einem Haus gewohnt, das eigentlich ein Kuhstall war, den einer meiner Opas aufgebaut hat. Andere Roma sind dazugekommen – insgesamt waren wir im Dorf 40 Familien. Die Diskriminierung ist enorm. Ich war ein guter Schüler, habe eine Ausbildung gemacht. Trotzdem bekam ich keine Stelle. Nur durch die Hilfe eines evangelischen Missionars, der mal bei uns vorbeikam, habe ich als Tür-

Wir leben hier anders

Interview mit Idriz I.

Das Gespräch führte Viktoria Balon

steher und dann meine Frau in einer Textilfabrik einen Job bekommen, wo wir auch acht Jahre gearbeitet haben.

Und wie sind die Nachbarn? Spürt man auch dort Fremdenhass?

Noch als ich zur Schule ging, warfen andere Kinder mit Steinen nach uns, und unsere Eltern warnten uns, nicht mit ihnen zu streiten, damit wir nicht noch größere Probleme bekämen. Aber damals, in den 80er Jahren, konnte man noch mit den Nachbarn sprechen, wenn so was passierte. Jetzt, nachdem unser Dorf inzwischen ein Stadtteil geworden ist und auch schwierige Leute zuwanderten, haben die echten Probleme angefangen. Wenn nun meine Kinder mit blutenden Köpfen aus der Schule ka-

men, war ich hilflos. Nationalistisch gesinnte Banden drängten in unsere Häuser und schlugen uns, nur weil wir Roma sind, weil sie uns vertreiben wollten. Die Polizei kam erst viel später und riet uns davon ab, Anzeige zu erstatten. Ich wurde auf der Straße angegriffen, man hat mich vor den Augen meiner Frau und meiner Kinder mit einem Messer gestochen. Wir haben uns entschieden zu fliehen.

Sind Sie auch hier in Deutschland Rassismus begegnet?

Nein. Unsere drei Kinder gehen entspannt zur Schule und haben deutsche Freunde. Ich mache eine Ausbildung als Altenpfleger und hoffe einen Job zu kriegen. Wir sind noch nicht so lange hier, um es richtig

zu beurteilen, aber dieses eine Jahr in Deutschland lebt meine Familie ganz anders. Die gute Seite hier ist: Viele wissen gar nicht, dass ich Roma bin, ich sage, ich bin aus Mazedonien – und das war's.

Aber man weiß auch hier nicht, was morgen passiert. Wir haben

▼ Roma in Ungarn Foto: kwasibanane





► Überzeugung oder Vorurteil?
Fotos: Ketevan Bakhia

Von Vera Bredova

Das Schwierigste war die Menschen zusammenzubringen: Lesben, Migranten, Roma, Transgender, Homosexuelle, Juden, Waldtraut und Hans-Jürgen. Aber sie kamen. Und setzten sich vier Stunden lang mit ihren Gedanken und mit eigenen Vorurteilen offen auseinander.

Dabei half uns die Anti-Bias Methode. »Was uns allen gemein ist, ist viel größer, als das, was uns unterscheidet«, sagt Moderatorin Karin Joggerst, und hier setzt diese Methode ein.

Diskriminierung ist meist über geografische, soziale und Gendergrenzen gleich: Ein schwuler Mann



Vorurteile mal anders

Ein Seminar von InForum e.V. und AntiBias

wird als Kind von Mitschülern angegriffen, weil er »zu fein angezogen und überhaupt anders ist«, eine Georgierin erlebt genau dasselbe in ihre Kindheit, wegen ihrer Jeans, weil andere Mädchen altmodisch angezogen waren.

Doch hier in dieser Gruppe nehmen Unterschiede auch viel Raum ein. »Es ist interessant mit Menschen zusammen zu sein, denen man sonst nie begegnet, mit Migranten kirchlicher Prägung«, sagt

eine lesbische Frau. Eine Rumänin begegnete in ihrer Heimat Roma, die ihrer Meinung nach »tatsächlich betteln und klauen«, aber sie hat bis jetzt niemals mit einem gesprochen. »Deutsche haben Angst vor Ausländern, ich bezweifle, dass das ein Vorurteil ist.« »Ich ärgere mich, wenn mich muslimische Männer ständig anmachen.«... Diese Sätze sollte man bei dem Seminar aushalten können.

»Es gibt wenige Mittel gegen Vorurteile, außer wenn wir nach ihrem Zweck fragen«, sagt Karin. Einerseits helfen uns Vorurteile uns in einer zunehmend komplexen Welt zu orientieren, andererseits helfen sie uns bei unserer Selbstdefinition und der Aufwertung der eigenen Gruppe. Oft führen sie aber zu Legitimation von Dominanz und Erhaltung einer ungleichen Machtverteilung.

Bias bedeutet Schiefelage. »Auch die Schule, das, was man dort gelernt hat, je nach Gesellschaft, und die Kirchen

aller Religionen spielen dabei eine Rolle«, ergänzt eine Teilnehmerin, die vorher ihre Vorurteile gegen Homosexualität offenbarte. Anti-Bias-Arbeit setzt immer bei jedem selbst an: bei unseren eigenen Erfahrungen als Teil persönlicher, institutioneller und gesamtgesellschaftlicher Sozialisation. »Ich sage oft nicht, dass ich Roma bin,« – »Ich auch als Lesbe sage es nicht jedem«, und: »Ich auch als Jüdin nicht, vor allem in letzter Zeit.« Genau hier würde ich als Journalistin gerne eingreifen: Was genau ist in letzter Zeit passiert? – »Schade, dass der Antisemitismus, ein so ein krasses tabuisiertes Thema in Deutschland, nicht richtig angesprochen wurde. Noch weitere Workshops wären wichtig,« – sagt Ella. Ihre Partnerin ergänzt: »In unserer Arbeitsgruppe meinten zwei osteuropäische Frauen, sie hielten uns Lesben für krank, trotzdem haben wir einander zugehört und sind in sympathischen Kontakt getreten. – Das darf man aber nicht so stehen lassen; jetzt könnten wir richtig anfangen, dafür brauchen wir eine Fortsetzung.«

Lucia Rolim Schulz von MigrantInnenbeirat könnte sich vorstellen, dass die Frauenkommission einen weiterführenden Workshop organisiert. »Es wäre gut, wenn auch Politiker anders über diese Themen diskutieren würden.«

»Man kann Vorurteile nicht abbauen, ohne Tabus zu brechen, aber das braucht Zeit«, sagt Lena aus der Ukraine. »Bei mir sind viele Fragen jetzt mal im Kopf entstanden, wahrscheinlich beantworte ich sie erst nach und nach. Spannung ist da.«

- www.inforum.info
- www.anti-bias-freiburg.de

nur eine Duldung und Angst, dass wir zurück müssen, weil Mazedonien »ein sicheres Land ist«. Es ist schon sehr komisch für mich, dass Deutschland die eine Gruppe Willkommen heißt und der anderen Tschüss sagt.



Auf welcher Seite steht der Dolmetscher?

Von Johanna Wintermantel

»Ich kannte weder den Interviewer noch den Dolmetscher. Aber sie konnten einander und lachten, wenn der Dolmetscher meine Antworten übersetzte. Ob er sie richtig übersetzte, konnte ich nicht beurteilen. Ich verstand ja die Sprache nicht.«

Die Anhörung beim Bundesamt für Migration ist ein entscheidender Moment für das weitere Schicksal von Menschen, die hoffen, am Ziel ihres Fluchtwegs angekommen zu sein. Doch dabei sind sie meist angewiesen auf eine Übersetzung. Auch später, vor Gericht, im Krankenhaus oder beim Psychiater, geht es oft nicht ohne sie. DolmetscherInnen, das sind in diesen entscheidenden Momenten die einzigen, die die Brücke bauen können zwischen denen, die die Macht haben, zu entscheiden, und denen, deren Leben von solchen Entscheidungen geprägt sein wird.

Dass es DolmetscherInnen gibt, ist dann enorm wichtig. Doch ihre entscheidende und zugleich wegen der sprachlichen Kluft un-

kontrollierbare Rolle sorgt gleichzeitig auch dafür, dass sich an ihrer Person leicht Misstrauen und Angst festmachen, ob berechtigt oder nicht.

Flüchtlinge, die selbst in ihrem Wohnheim als ÜbersetzerInnen aushelfen, leiden oft unter dem Misstrauen ihrer Nachbarn. Das Misstrauen entsteht allein durch ihre Rolle. Umso stärker wird es, wenn der Dolmetscher mit dem BAMF-Entscheider scherzt, und der Asylantragsteller nur argwöhnen kann, dass sie sich über ihn lustig machen.

Problematisch ist, dass die dolmetschende Person oftmals aus der Region kommt, aus der die oder der Asylsuchende gerade geflohen ist, oft aufgrund innenpolitischer Konflikte. Dann stellt sich unweigerlich die Frage: Auf welcher Seite steht dieser Mensch, der jetzt meinen Bericht mithört? Wird er alles wahrheitsgemäß übersetzen? Könnte er gar ein Spion sein? So berichtete eine junge geflüchtete Romni aus dem Kosovo, dass bei ihrem ersten Verhör durch die Polizei ein Albaner übersetzte. Viele Roma fliehen aus dem Kosovo vor der Verfolgung durch die albanische Mehrheit – und

treffen auf sie dann in Deutschland wieder. Die junge Frau hatte über Jahre Angst, ihr Bericht könnte in falsche Hände gelangt sein.

Was, wenn Roma als Angeklagte im Prozess um »Erschleichung von Sozialleistungen« von einem Übersetzer abhängen, der einer rechten Gruppierung angehört, die Hass auf Roma säht? Oder wenn das Regierungspräsidium Freiburg sich für migrantische MitarbeiterInnen in der Erstaufnahmestelle rühmt: »die verstehen die Mentalität«, aber dort dann Hausordnungen in verschiedenen Sprachen auftauchen, in denen gedroht wird: »Wer diese Regeln nicht befolgt, dessen Asylantrag wird abgelehnt?« Das war auf Französisch zu lesen, auf Arabisch, aber nicht auf Deutsch.

Die Macht der Übersetzung kann schrecklich sein. Im letzten Fall kam sie schriftlich zum Ausdruck, war zu greifen und so auch zu bewältigen – aber ein falsch übersetzter Satz in der mündlichen Anhörung oder gar die Angst, die wesentlichen Dinge vor der dolmetschenden Person auszusprechen, können ein Leben zerstören.

Wie man minderjährige Flüchtlinge älter macht

Von Jan Keetmann

Häufig haben deutsche Behörden Probleme, das Alter junger Flüchtlinge zu bestimmen. Die Geburten wurden oft in den Heimatländern nicht registriert. Wenn Flüchtlinge minderjährig sind, gelten sie als besonders schutzbedürftig. Das heißt, sie dürfen nicht abgeschoben werden, sie bekommen einen Vormund und werden in einer Pflegefamilie oder Jugendhilfeeinrichtung untergebracht.

Die Jugendämter misstrauen jedoch mitunter den Altersangaben der Jugendlichen und lassen eine medizinische Altersbestimmung durchführen. Dabei werden der Zahnstatus, die sexuellen Reifezeichen und die Knochenentwicklung am Handgelenk und an den Schlüsselbeinen untersucht. Ein

Verfahren, das wissenschaftlich – selbst wenn korrekt durchgeführt – sehr umstritten ist. Es gab viele Proteste gegen diese Untersuchungen und auch der Deutsche Ärztetag warnt seit Jahren, dass die Untersuchungen viel zu ungenau sind. Mittlerweile führen einige Bundesländer sie nicht mehr durch und andere noch teilweise.

In Freiburg wird aber das Alter der jungen Flüchtlinge weiter medizinisch geschätzt. Ein 17-jähriger Junge aus Gambia wurde ebenfalls vom Freiburger Jugendamt zu einem Sachverständigen des St. Josefskrankenhauses geschickt. Sein Handgelenk wurde untersucht und dabei wurde festgestellt, dass der Junge mindestens 19 Jahre alt sei. Der junge Mann aber ist sich sicher, dass er 17 Jahre alt ist und entzieht sich weiteren Untersuchungen. Er hat den Verdacht, dass er nur für medizinische Versuchszwecke benutzt wird.

Die Anwältin Susanne Besendahl erklärte den Fall des jungen Gambiers: »Das röntgenologische Gutachten des Handgelenks zeigt gravierende Fehler. Das Ergebnis der Untersuchungen des Gutachters Uhl ist nicht verwertbar. Dieser Gutachter hat in Freiburg ca. 150 Untersuchungen durchgeführt, von denen zwischen 80 und 90 % für den Flüchtling negativ ausfielen. In dem Fall von meinem Mandanten haben wir das Glück, dass wir Nachweise aus dem Heimatland vorlegen konnten: Eintrag aus dem Geburtsregister und Bestätigung des Geburtsdatums durch den Leiter der Schule, die mein Mandant besucht hatte. Das Oberlandesgericht ging davon aus, dass der Jugendliche von Anfang an mit dem falschen Geburtsdatum registriert sein könnte und die Gutachtung des Sachverständigen zutreffend ist und die Aussage des Schulleiters objektiv falsch ist. Meines Erachtens ist es genau umgekehrt.«

Außerdem hatte der Gutachter zwei Untersuchungen über den Verknöcherungszustand vorgenommen. Dabei lag ein Mittelwert erheblich über 18 Jahren, der andere etwas darunter. In seinem Gutachten wurde dann aber nur der für den Jugendlichen ungünstige Wert benutzt. Zusätzlich wurde die Standardabweichung nur mit vier Monaten angegeben. Laut Susanne Besendahl beträgt die Standardabweichung aber vier Jahre, was auch den höheren Wert massiv in Frage stellt und ganz generell sowohl die Methode an sich, als auch die Arbeit des Gutachters.

Trotz eklatanter Widersprüche in dem Gutachten ließ das Oberlandesgericht dem 17-Jährigen keine Chance und geht davon aus, dass er volljährig ist. Mit einer Verfassungsbeschwerde wird der Verstoß gegen die Grundrechte des jungen Flüchtlings beanstandet.



Seit eigenen Monaten sind wir Zeugen des Dramas der Flüchtlinge, die nach Europa fliehen, sowohl am Bildschirm wie auch mittlerweile im richtigen, eigenen Leben. Wir sehen, wie Menschen sterben, wie sie leiden, wie sie nicht aufgeben. Sie widerstehen der Erschöpfung, der Gewalt, der Repression, dem Unverständnis anderer, dem Rassismus. Der Schmerz ist so lang wie der Weg. Aber sie gehen weiter. Tausende, auf der Flucht vor der Tragödie, auf der Suche nach Menschenwürde, einem besseren Leben, Frieden.

Währenddessen ist hier in Deutschland ein großer Teil der Zivilgesellschaft angetreten, seine Solidarität mit den Flüchtlingen zu zeigen, ohne auf den Staat zu warten. Aber mehr als ein Willkommensgruß der Bürger/innen, war und ist es eine Stellungnahme gegen den Diskurs der Fremdenfeindlichkeit und der Angst, die ein Teil dem Rest der Gesellschaft aufdrängen will.

Da sind Einzelpersonen und organisierte Gruppen (z. B. das *NoLager-Bündnis*) vor dem Flüchtlingslager in Freiburg. Sie wollen die Flüchtlinge

Solidarität in Bewegung

Mit Flüchtlingen jenseits des Lageralltags

Von Andrés Renna

dabei unterstützen, ihre Rechte in Erfahrung zu bringen und einzufordern. Sie bieten Deutschkurse an, Aktivitäten für Kinder, für Familien, Hilfe bei der Suche nach Alternativen, die ihre Bedürfnisse berücksichtigen, trotz des Eingesperrtseins, jenseits des Lageralltags auf engstem Raum, oft ohne Sprache zur Verständigung, gelandet in einer fremden Welt. Und dieses Engagement äußert sich darin, Vorschläge zu machen, sie zu diskutieren, sie umzusetzen. Einfach ist das nicht, aber das wichtigste ist, dass die Ideen zu rollen beginnen. Wie ein Ball.

II

Loic und Julia wohnen in Freiburg. Als die ersten Flüchtlinge in die BEA kamen, begannen sie zu überlegen. Sie wollten etwas tun, aber was? Ein Fußballturnier, schlug Loic vor. Ja, wieso nicht, sagte Julia. Loic spielt Fußball bei der Bunten Liga und

brachte seine Idee in einer Sitzung der Bunten Liga ein. Die Bunte Liga stimmte dem Vorschlag zu und Loic übernahm die Organisation.

Bei der BEA nahm Loic Kontakt zu Flüchtlingen auf und lud sie ein, bei dem Turnier mitzumachen. Zusammen mit Julia fanden sie einen Platz für das Turnier (beim FC Freiburg St. Georgen). Sportvereine und Einzelpersonen spendeten Fußballausrüstung, andere Essen und Getränke. Auch bei der Übersetzung des Flyers auf Farsi, Arabisch, Kurdisch, Albanisch, Französisch und Englisch bekamen sie von vielen Seiten Unterstützung. Der Ball rollte.

Am 2. Oktober waren über 100 Menschen auf dem Fußballplatz, 8 Mannschaften konnten gebildet werden. Von 10 bis 16 Uhr spielten alle zusammen Fußball: Flüchtlinge von der BEA, unbegleitete minderjährige Flüchtlinge des Christophorus-Jugendwerks aus Oberriemsingen, Familien mit Kindern und

Freiburger/innen. Julia, die die Organisation unterstützt hat, erzählt: »Ich hatte das Bedürfnis etwas zu machen, weil ich die Situation, in der die Flüchtlinge hier sind, echt furchtbar finde. Allein die Vorstellung, was für einen Alltag sie da haben, in diesem Zelt

zusammengepfercht.« Das kam auch als Rückmeldung von einem BEA-Flüchtling an Loic; er hatte sich bedankt, es wäre toll, um mal aus dem grauen Alltag auszubrechen. Genau das war für mich die Motivation. Ich wollte gerne den Leuten wenigstens für einen Tag eine Alternative bieten und ich fand es schön etwas zu machen, wo eine Begegnung zwischen Freiburgern und den Flüchtlingen stattfinden kann. Und Fußball bietet sich dafür an.

III

November. Das Drama geht weiter, Tausende Flüchtlinge stehen an den Grenzen. Abschottungsszenarien wie Abschiebungen, Zäune, Transitzonen und Schließung der Grenzen stehen im Raum.

Lassen wir nicht zu, dass Fremdenfeindlichkeit und Ängste die Oberhand gewinnen.

■ Andrés Renna ist Mitglied des Kollektivs »Raices Nomades«
► colectivoraicesnomades@googlemail.com

Fotos: kwasibanane



◀ **Warten in der Wiehre auf den Orientexpress**

Foto: kwasibanane

Wahrscheinlich liegt es an diesem Wort Magistrale. Ich habe es auch erst kürzlich kennen gelernt und erfahren, dass es sich dabei um eine Verkehrsachse allererster Güte handelt, in diesem Fall um die Verbindung Paris – Budapest, natürlich über Stuttgart.

Als mir dieser Sachverhalt klar war, wusste ich auch, warum mich S21 nicht wirklich interessiert. Wir haben in Freiburg nämlich unsere eigene Magistrale, vielmehr wir haben den Traum von einer Magistrale, von einer Verkehrsachse

immer weiter und weiter bis nach Wien. Stuttgart hätten wir natürlich links liegen lassen müssen.

Von Wien nach Paris, von Paris nach Wien, und Freiburg immer mitendrin, sozusagen auf Augenhöhe. Wir träumten schon von einer Art Orient-Express, der nächtens durch Freiburg rollt, von Schlafwagen mit breiten Betten, geheimnisvollen Frauen, polnischen Schaffnern, von einem Speisewagen, in dem es alles gibt, Croissants aus Paris und Choucroute aus Straßburg, Wiener Schnitzel, Kaiserstühler Spätburgun-

Wir wollten nach Wien

aus »Offener Brief auf offener Bühne an Peter Grohmann«

von Walter Mossmann

allererster Güte, der Verbindung zwischen den alten Metropolen Paris und Wien, und natürlich geht diese Magistrale nicht über Stuttgart, sondern über Freiburg.

Für diese Magistrale haben wir eine Schneise durch die Wiehre geschlagen, die ist so breit, dass zwei Straßen nebeneinander hineinpassen, die Urachstraße und die Adalbert-Stifter-Straße. Das war die ursprüngliche Trasse der Höllentalbahn.

Seit 1770 träumt Freiburg den Traum von der Magistrale, seit 1770, als wir für Marie Antoinette das Höllental freisprenkten, bis der Weg durch die Schlucht breit genug war für ihren Brautzug – insgesamt 57 Wagen, 250 Pferde und fast genauso viele Menschen. Damit war der Weg frei von Donaueschlingen nach Freiburg, von Wien nach Paris, von Schönbrunn nach Versailles. Für Marie Antoinette ging die Sache ein Vierteljahrhundert später bekanntlich schlecht aus, aber das Höllental blieb für die gewöhnlichen Reisenden seither offen und befahrbar, die alte Wagensteige hatte ausgedient.

Über 100 Jahre später dann die ultimative Magistrale, das hochmoderne Projekt einer Eisenbahn von Freiburg ins Höllental, durch viele Tunnels hindurch und auf einem kühnen Viadukt über die Ravennaschlucht hinweg und mittels Zahnradbetrieb die letzte Steige hinauf nach Hinterzarten, und immer weiter nach Osten auf die Baar, und

der und ein ganz erstaunlich klarer Cognac aus dem k-&k Lemberg.

Leider ist die Sache schiefgelaufen. Angeblich war die Steigung nach Hinterzarten hinauf zu steil, das Verkehrsaufkommen zu kümmerlich, die Stuttgarter Konkurrenz zu übermächtig, jedenfalls verloren die Verkehrsplaner ihren planerischen Mut, alle durchgehenden Fernzüge wurden nach und nach eingestellt, und heute müssen wir sagen: Wie wollten nach Wien und kamen nur bis Titisee.

Das Ergebnis ist eine Art Phantomschmerz. Die schöne Magistrale wurde uns genommen, aber eine starke Empfindung ist geblieben. Und um drei Uhr nachts kann man immer mal wieder die Schnapsnasen aus Webers Weinstuben sehen, wie sie hoffnungsfroh zum Wiehrebahnhof pilgern, um dort den Orientexpress zu besteigen, der erfahrungsgemäß nicht kommt.

Du siehst, wir haben uns irgendwie eingerichtet mit unserem ganz besonderen Freiburger Fernweh, und manchmal, wenn im Wiehrebahnhof Tango getanzt wird, könnte man meinen, ein Nachtzug aus Paris sei angekommen, und bevor er weiter rollt nach Wien, bewegen sich seine Passagiere, übermächtig und irgendwie umeinander herumschleichend und einander mit Händen und Füßen befummelnd zur Tangomusik aus Buenos Aires auf dem Wiehremer Bahnhofsparkett wie Gespenster aus unseren allergefährlichsten Träumen.

»Ich komm' aus einer anderen Provinz«

Von Viktoria Balon

»Walter kennt die Ukraine und uns alle viel besser als die überwiegende Mehrheit der Deutschen.« ... »Ich habe von Walter Mossmann zahlreiche Dinge gelernt«, schreibt Jurij Andruchowytch, der bedeutendste ukrainischer Schriftsteller in seinem Nachruf im Frühjahr kurz nach Walters Tod. Dasselbe werden sicher auch Walters Freunde aus Wiwili, Nicaragua und Frankreich sagen. »Ich komm' aus einer anderen Provinz«, sang er – Dichter und Liedermacher, basispolitischer Aktivist und Publizist – im Jahr 1968. Und seine Provinz war schon damals ganz international. »Er hatte den unfehlbaren Riecher eines Suchers nach anderen Europas«.

Die Partnerschaft zwischen Freiburg und Lviv ist eine seiner zahlreichen Initiativen. Ich habe ihn über meine ukrainische Freundin Olha Sydor kennen gelernt, die als eine der Gleichgesinnten dabei war. In einem Interview erzählte mir Walter: »Zustande gekommen ist diese Partnerschaft, weil unser damaliger Bürgermeister einen Habsburg-Tick hatte. Er sagte sich: Das ist ja Lemberg – die östlichste Stadt des Habsburger Imperiums, und wir waren die westlichste Stadt des Imperiums.«

Dass Walter, bei aller Ironie, auch eine Schwäche für Wien hatte, zeigt nebenstehender Text. Er hat ihn der InZeitung im Frühjahr 2015 überlassen, als ich von unserer geplanten Wien-Expedition erzählte.



Die InZeitung hat den Integrationspreis 2015 der Stadt Freiburg gewonnen und hat sich dafür entschieden, den Preis kreativ und bereichernd für Redaktion und Leser einzusetzen. So entstand die Idee, nach Wien zu reisen, auf der Suche nach interkulturellen Geschichten und Treffen. Wien, am Schnittpunkt zwischen Orient und Okzident, mit seiner reichen Vergangenheit und Gegenwart.

uns mit Robert Menasse inmitten von Gemüse und Obstständen in einem gemütliche Café, dem Kaas am Markt, zu treffen. Menasse ist Schriftsteller und Essayist – und ein bedeutender politischer Kopf. »Europa muss der Phantasie der Künstler folgen, und nicht den Pragmatikern, die die Krise erst geschaffen haben«, sagte er bei einer Buchpräsentation. Unsere Diskussion ist lang, nett und anregend: Flüchtlingspolitik,



Bobbele trifft Wienerle

Ein Reisebericht der InZeitung
von Carmen Luna

Ein Teil unserer Redaktion ist in von Flüchtlingen geführten *magdas HOTEL* einquartiert. Man tritt ein und sieht viele alte Koffer in verschiedenen Größen aufgetürmt. Koffer für die Flucht oder ein Symbol des Unterwegsseins? – Sehnsucht nach der weiten Welt?

»Europa der Regionen contra Nationalismus«, »Jüdisches Leben in Wien«,... – Eine ganz besondere Begegnung.

Okro heißt Gold, Piri Mund und Dze Sohn. So heißt der Künstler aus Georgien, den wir im *Atelier Sachlink* besuchen. Überall sieht man Metallobjekte mit Rädern. Alex fragt, ob das mit Bewegung von einem Ort zum anderen zu tun hat. Okro überlegt – dann nickt er.

Nächste Station ist die Redaktion des Magazins *Das Biber*, ein ähnliches Projekt wie die *InZeitung*, von Migranten gemacht, mit kritischer Berichterstattung über die Stadt und ihre Bewohnerinnen. Menschen mit Migrationshintergrund werden hier journalistisch ausgebildet. Gerade sitzen zwei Stipendiaten aus Deutschland dort.

Die Zeit drängt und bevor die Gruppe die Rückkehr nach Freiburg antritt, besucht sie noch *Radio Orange*. Pavel aus Tschechien erzählt: »So viele Flüchtlinge und mehrere tausend Wiener Helfer! – Wir berichten seit Beginn der jüngsten Fluchtbewegungen täglich und differenziert darüber. Wenn ich diese Menge engagierter Wiener sehe, bin ich auf Wien stolz.«

Bilanz: Ein volles Programm. Die Redaktion hat sich in einem anderen Rahmen getroffen und Wien aus verschiedenen Perspektiven kennengelernt: eine wunderschöne Stadt, reich an Geschichte, Kunst, Architektur und Parks, verrauchten Kneipen und Wiener Flair. Ohne die vielen Kulturen wäre Wien nicht Wien. Mehr darüber in der nächsten Nummer.

Nils hat in Wien studiert und fühlt sich in Wien zu Hause. Sogar spricht er mit Wiener Akzent. Joseph ist seit zehn Jahren hier. Wie ist das mit der Integration? »Man wird schnell von den Wienern als Deutscher erkannt, der Akzent verrät einen. Aber letztendlich geht es darum, gut miteinander leben zu lernen.«

Am nächsten Tag gehen wir zusammen auf den Karmelitermarkt, um



Ankunft

Von Melisa Mustafovic

Mit dem Nachtzug morgens am Hauptbahnhof angekommen, gleich vom Sonnenschein verwöhnt. Wien verspricht spannend zu werden, Neugierde breitet sich aus. Beim Treppen herunterlaufen sehe ich sie: Junge Menschen, Familien mit Kindern... Ich sehe Feldbetten in der Bahnhofshalle – aufgestellt für Flüchtlinge. Ob sie wohl bequemer sind als die Pritschen im Schlafabteil von denen wir just auf erstanden sind? Ich sehe keine Decken, wohl alles aufgeräumt. – Ob es nachts hier sehr kalt ist? Die Helfer sind dabei, ihren Stand mit Kaffee und Tee aufzubauen. An den Wänden sehe ich Poster mit Fotos von Vermissten, auf Arabisch, Englisch und Deutsch. Frage mich, wer jetzt noch vermisst wird, wenn sie »den sicheren Hafen« bereits erreicht haben. Aus meinen Gedanken weckt mich ein kleines Mädchen, ganz in rosa gekleidet, wie sie einen Rucksack mit sich schleppt, der genauso groß ist wie sie. Ich möchte ihr die Last abnehmen und sie am liebsten drücken. Hoffentlich ist ihre Mama in der Nähe...



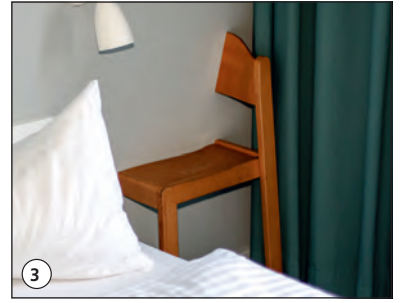
1 Hendeln für alle 2 Mit Robert Menasse auf dem Karmelitermarkt 3 Streetart am Donaukanal 4 Bei »Das Biber« 5 Nils und Joseph im Café Prückel 6 Syrer lieben Österreich 7 Flüchtlingsmädchen am Hauptbahnhof 8 Das »Rote Wien« zwischen Sozialstaat und Monarchie 9 InZeitungsautorin entdeckt hier den Wein ihres Bruders, des georgischen Winzers 10 Heimreise nach »Vorderösterreich« Fotos: Alexander Sancho-Rauschel (6,7), kwasibanane (Rest)



1



2



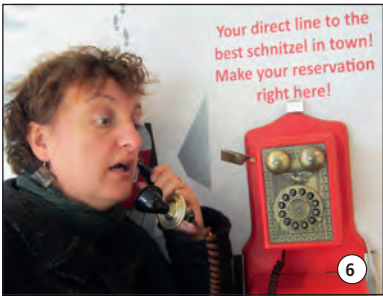
3



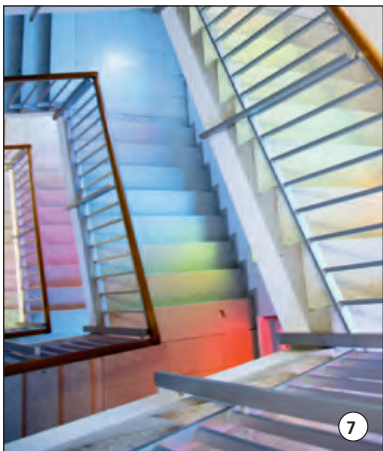
4



5



6



7

Wie kann die Caritas etwas so sexy auf die Beine stellen? Sie kann, und sogar sehr gut. Die Tochterfirma der Erzdiözese Wien bündelt ein Potenzial, das einige auf Anhieb nicht erkennen würden: anerkannte Flüchtlinge führen hier seit Februar erfolgreich ein Hotel mit 78 Zimmern.

Ein Personal von etwa 30 Frauen und Männern, davon 20 ursprünglich nach Österreich geflohen, kümmert sich um seine Gäste in 23 verschiedenen Sprachen. Soweit Zahlen und Fakten zu diesem Social Business, denn Ausbildungsbetrieb ist das Hotel auch.

und spürt man in jedem Zimmer. Ein Kleiderschrank fehlt, aber den habe ich schon als Kind eher als Versteck benutzt. Vom Balkon aus blickt man auf das Prater Riesenrad und die lang ausgedehnte Hauptallee mit Herbstlaub. Besonders gut gefällt mir ein Zitat auf Magdas' Website: »Unsere Rooftop-Doppelzimmer sind die einzige Ausrede, die wir tolerieren, wenn Sie auf andere herabschauen.«

Ein Augenschmaus ist das Frühstücksbuffet. Da kann man sich ganz schön Zeit lassen. Neben den westeuropäischen Standardangeboten gibt es u. a. orientalisches angehauchte Dips wie Hummus, Beilagen wie eingelegte gegrillte

Mensch sein im magdas HOTEL

Wo man in Wien Ubuntu papriziert

Von Melisa Mustafovic

Die Profilbilder aller Hotelmitarbeiter, wie von Meisterhand eines Sebastião Salgado angefertigt, hauchen dem Foyer bewegtes Leben ein. Am Empfang liegen Postkarten mit Hotelmotiven u. a. in Swahili aus. Die bemerkt man so nebenbei, während der Anmeldung und während auf Wunsch ein Tablet mit Gastpasswort ausgehändigt wird.

Der Blick schweift zum eigenwilligen Mobiliar – aus alten Schließfächern wurden Prospektständer. Lampenschirme überall im Haus sind aus bunter Wolle handgemacht, jeder ein Unikat. Es heißt, hier würden sich regelmäßig Strickfreunde treffen und sich ein Battle aus wohlgeordnetem Wollgarn liefern. Alte Türen hängen im Speisesaal von der Wand, sie sind mit einer gewaltigen Spiegelfläche versehen und werden somit nur noch auf einen Rahmen reduziert. Hier steht einiges auf dem Kopf und das ist nicht verkehrt so. In den Zimmern spiegelt sich das Vintage Design wider. Ein Trickster als Innenarchitekt lässt sich nichts zuschulden kommen, es wurde an alles gedacht, mit minimalen Mitteln. Funktion geht vor und Eindruck schinden ist passé.

Was das begrenzte Budget nicht bringt, liefert die Kreativität – die Zusammenarbeit mit den Studierenden der Akademie der bildenden Künste sieht

Paprika... – nebenbei erwähnt, heißt etwas mit Paprika würzen, auf Österreichisch paprizieren. Ergo, magdas HOTEL haben sie insgesamt ganz schön papriziert. Wer nach dieser Gaumenfreude noch an seinen Body-Mass-Index denkt, kann sich eines der lässigen Fahrräder schnappen und durch den Prater in Richtung Donaukanal radeln. Und wer es noch gemütlicher mag, kann eine Yoga-Pause einlegen.

Bei schönem Wetter ist die in Grün gepackte Terrasse einladend. Hier toben sich wohl auch freiwillige Gründäumlänge aus, um eine märchenhafte Ruheoase zu schaffen.

Und zu guter Letzt die geräumige Lounge nicht vergessen, die ist wirklich hipster. Aber nicht so hipster, dass sie uns nicht an unserem letzten Tag erlaubt hätte, unsere Schuhe auszuziehen und uns kurz auf das Sofa zu legen. Wie ein Holzfäller nach getaner Arbeit. Von hier aus Wien zu entdecken, ist wahrlich ein Privileg. Und für Ubuntu* tut man auch was!

► www.magdas-hotel.at

* Ubuntu bezeichnet eine afrikanische Lebensphilosophie und bedeutet in etwa »Menschlichkeit«, »Nächstenliebe« und »Gemeinsinn«, sowie die Erfahrung und das Bewusstsein, dass man Teil eines Ganzen ist. (Quelle: wikipedia)

- 1 »Tourists welcome« im »magdas HOTEL«
- 2 Alex erklärt auf dem Balkon seines Rooftop-Zimmers, wo die Sonne steht
- 3 Kreatives Mobiliar im Vintage Design
- 4 Hotelmitarbeiter-Portraits
- 5 Hotelbar: Flüchtlinge arbeiten im »magdas HOTEL« in allen Hierarchieebenen
- 6 Schnitzel-Notruf
- 7 Papriziertes Treppenhaus
- 8 Blick vom Rooftop-Doppelzimmer auf das Riesenrad

Fotos: Melisa Mustafovic (6), kwasibanane (Rest)



8

Wien

Von Ketevan Bakhia

Für Wien gepackt. Wien hat mich gepackt. Ich sage – »wie Berlin, wie Berlin«. Ich sage nichts. Die italienischen Arien schütteln mich. Im Aida plaudern drei Stammgäste auf Französisch. Der Kellner – weiblich. Die Bedienung mit dem östlichen Akzent. Draußen: hockt der rosa Hase – soll von Dürer sein. Die Kriegsoffer strecken ihre versteinerten Hände nach mir. Ich laufe weiter. Hinter mir redet man Englisch – die Straßenlaterne wie in London. Vor mir die Franziskaner Kirche. Bin ich in Rom? Paris ist abwesend. So viele Spiegel überall. Freiburg möchte Wien nachspiegeln. Kronleuchter wie in St. Petersburg. Tbilissis Türen und Tore waren gestern aus Wien. Donau, bringe dem Schwarzen Meer mein Flüstern. Die Brücke.



Fotos: kwasibanane

Interkulturelles Literaturfestival InSchrift

Am 24. Oktober hat im Kommunales Kino das erste Freiburger Interkulturelle Literaturfestival **InSchrift** stattgefunden. Es fing an mit dem Five o'Clock Tea mit Journalisten und Übersetzern. Englisch waren nur die Teebeutel, die Milchkännchen und der Zuckertopf, nicht jedoch der türkische Tee aus einem Samowar – so passte es gut zum transkulturellen Konzept.

In einem Kreis von Kultur- und Interkultur-Experten, Journalisten, Autoren, Übersetzern und einem interessierten Publikum haben wir über Interkulturelle Publizistik und über Übersetzung als Vermittlung zwischen den Kulturen diskutiert. Obwohl die Programmankündigung nach einer Einladung zu einem Fachgespräch klang, kamen zu unserer gro-

ßen Freude so viele Menschen, dass sie kaum in den Raum passten. Nach einer lebendigen Diskussion und Lesungen der Essays von Barbara Peron, Alex Sancho Rauschel, Alda Campos und Barabra Hennings durften wir einen japanischen Tanz mit Taro Nashiba genießen.

Am Abend fand eine Lesung literarischer Texte von Freiburger Autorinnen und Autoren moderiert von Said Mola und kommentiert von den ExpertInnen Gisela Erbslöh und Kirill Cherbitski statt. Ketevan Bakhia, geboren in Georgien, hat vor Kurzem ihren ersten Roman beendet; Murat Küçük ist türkisch-alevitischer Journalist und Schriftsteller; Jasmine Tutum, auf Jamaika und in Japan aufgewachsen, ist Dub-Dichterin, Journalistin und Sängerin; Marek Kedzierski ist Romanautor und Regisseur

und veröffentlicht auf Polnisch, Englisch und Deutsch, Lin Jun, geboren in China, publizierte zwei Romane auf Deutsch. Sprecherin Ariane Zeuner hat Ausschnitte aus Jun's Roman gelesen, da diese nicht selbst anwesend sein konnte.

Themen der Diskussion mit den Autoren waren: »Zwischenmenschliches Verstehen«, »Historisches Gedächtnis in der Literatur«, »In mehreren Sprachen zuhause«, »Dichter als Ausländer«, »Die Fremde als produktiver Raum für Dichter« ... Es gab sehr unterschiedliche Perspektiven, widersprüchliche Positionen. Einig war sich das Literaturfestival **InSchrift** mit dem Aufruf in Bezug auf die aktuelle politische Lage: »Die Mauern zwischen den Kulturen und den Staaten müssen fallen«.

Alle AutorInnen, mit ihren ganz eigenen Schreibstilen, sind gleichzeitig in sehr unterschiedlichen Gesellschaften und Kulturen aktiv und schreiben aus dieser Erfahrung heraus. Das gibt uns die Hoffnung, dass **InSchrift** nur der Anfang einer Reihe von interkulturellen Literaturfestivals in Freiburg war.

■ In Kooperation mit dem Literaturbüro, Radio Dreyeckland und Kommunalem Kino, gefördert vom Innovationsfonds Kunst Baden-Württemberg.

► Weitere Infos zu den AutorInnen: www.inzeitung.de/interkulturelles_literaturfestival_inschrift.php

► Lesungen zum Nachhören: Radio Dreyeckland, 102,3 MHz: Fr 4. 12. + Fr 11. 12. je 19:00, Wdh.: Di 8. 12. + Di 15. 12. je 14:00, www.rdl.de

Vorstellungswelt und Übersetzung

Interview mit Beate Thill

Das Gespräch führte Viktoria Balon

Beate Thill arbeitet seit mehr als 30 Jahren als Übersetzerin mit dem Schwerpunkt *Literatur der Frankophonie*, also aus ehemaligen französischen Kolonien. Unter anderem übersetzte sie Werke von Edouard Glissant, einem der bedeutendsten postkolonialen Schriftsteller und Theoretiker der Karibik, von Abdelwahab Meddeb aus Tunesien und Assia Djebar aus Algerien. 2014 erhielt die Freiburger Übersetzerin den *Internationaler Literaturpreis vom Haus der Kulturen der Welt* in Berlin für den Roman *Das Rätsel der Rückkehr* von Dany Laferrière. 2015 stand eine weitere Übersetzung von ihr, *Die Spur des Anderen* von Patrick Chamoiseau, auf der Shortlist des Preises.

Was ist die anspruchsvollste Aufgabe bei deiner Arbeit?

Beate Thill: Ich übersetze Autoren aus oralen Kulturen, das heißt, sie haben ihre Geschichten in der Vergangenheit mündlich weitergegeben. Die Aufgabe ist, dass die Übersetzung ihre besondere Sprache wiedergibt. Das haben die Autoren der Frankophonie schon selbst im Französischen gemacht, es erscheint im Text als rhythmisierte Sprache, auch

manchmal mit Brocken aus der Muttersprache, wie Créole. Ich imitiere also im Deutschen diese Fremdheit im Text.

Der Internationale Literaturpreis vom Haus der Kulturen der Welt wird ganz bewusst an beide, den/die Autor/in und den/die Übersetzer/in verliehen, um die Bedeutung der Übersetzung zu unterstreichen. Patrick Chamoiseau z. B. tut der französischen Sprache Gewalt an, die eigentlich sehr zentralisiert und festgelegt ist. Franzosen sagen, dass ihnen beim Lesen der frankophonen Autoren der Kopf weht tut! Der Text soll also ins Deutsche mit einem Akzent übersetzt werden. Es gibt Worte, die man nicht versteht. Das soll auch im Deutschen so sein, aber die poetische Spannung soll erhalten bleiben und der Ton darf nicht verfälscht werden.

Kulturübertragung und Übersetzung – wie stehen sie zu einander?

Jede Übersetzung ist eine Kulturübersetzung, jede Sprache hat ihre eigene Vorstellungswelt, das Imaginäre. Dieser Begriff ist in Frankreich verbreitet und wird auch von Edouard Glissant, einem Kulturtheoretiker aus Martinique, verwendet. Als Nachkomme schwarzer Sklaven hat er natürlich eine andere Perspektive als die anderen französischen Autoren.

Was heißt »Das Imaginäre«?

Jean Paul Sartre definiert die Imagination als große unrealisierende Funktion des Bewusstseins, und *das Imaginäre* als ihre Entsprechung im Denken. Man könnte sagen, im Vergleich zum *politischen Bewusstsein*, das in der politischen Bewegung der 1970er Jahre erweitert werden sollte, schließt das Imaginäre noch die Phantasie und psychologische Momente ein. Glissant definiert dies zusammen mit Patrick Chamoiseau in dem Text *Wenn die Mauern fallen* (von 2007) so: »... die Imaginären, das heißt, die Arten, sich zu denken, die Welt zu denken, seine Lebensgrundsätze zu ordnen und sein Geburtsland zu wählen.«¹ Als deutsches Wort würde ich für »das Imaginäre« »die Vorstellungswelt« wählen. Und es kommt darauf an, dass wir, nach Glissant, unser Imaginäres, also unsere Vorstellungswelt, erweitern.

Der Text *Wenn die Mauern fallen* richtete sich gegen die Identitätspolitik in Frankreich unter Sarkozy: mit der Vorstellung, Europa sei besiedelt von weißen Menschen. Heute geistert durch die Medien und Politik auch in Deutschland diese Diskussion erneut: Was ist unsere Identität? Man versucht sie festzuklopfen, das Eigene gegen das Fremde abzugrenzen.



Beate Thill

Foto: Sabine Schnell

Wie unterscheidet sich die Idee von Kreolisierung von Glissant von dieser »Identitätssuche«?

Seine Insel ist sehr klein, und sehr viele Kulturen leben dort nebeneinander. Identität, oder auch die Vorstellungswelt, wird nicht durch die Wurzeln definiert, nicht durch den Stamm – wie früher in Deutschland –, sondern durch die Beziehungen; man vernetzt sich mit den anderen Kulturen. Glissant lehnt einfache Lösungen, »das Denken in Systemen«, ab, er bevorzugt im Gegensatz dazu ein suchendes Denken, und er spricht sich für ein »archipolisches Denken« aus, nach dem Bild der Archipele, die sich im Gegensatz zu den Kontinenten ohne Hierarchie austauschen.

¹ Edouard Glissant: *Wenn die Mauern fallen*. Übers. Beate Thill, Heidelberg (Wunderhorn) 2011, S. 51



Deutsch ist ein Segen für mich

Ein Interview mit Lin Jun

Das Gespräch führte Denise Nashiba

Dein erster Roman »Mein deutscher Geliebter« war ein voller Erfolg. Ich habe gehört, dass es dazu eine sehr interessante Entstehungsgeschichte gibt.

Lin Jun: Ich war damals in der freien Wirtschaft tätig und habe das Buch im Zug auf dem Weg zur Arbeit geschrieben. Ich war ein Mensch mit vielen Wunden, geprägt durch meine Zeit in China, von meiner Generation, von sozialen Problemen und dem Wechsel nach Deutschland. Nach außen hin wirkte ich glücklich, hatte aber viele Probleme und wusste nicht, wo die Wurzeln liegen. Ich konnte nicht lieben und niemanden an mich heran lassen. Dann bin ich meinem Mann begegnet, er war der Katalysator für meinen Wandel und für das Buch. Während ich schrieb, konnte ich lange Zeit nachts kaum schlafen. Ich dachte, jeden Moment falle ich tot um. Irgendwann schlief ich dann einfach ein. Das Buch war für mich wie eine Selbstheilung.

Du hast eine sehr gespaltene Einstellung zu China, die du oft in deinen Büchern thematisierst.

Ich bin mir sehr unsicher, wie ich zu China stehen soll. Früher dachte ich, dass meine Meinung zu China sehr klar sei, habe alles verurteilt, heute mache ich das nicht mehr.

Warum schreibst du auf Deutsch und nicht auf Chinesisch?

Auf Deutsch kann ich aus mir rauskommen und gedankenlos sein. Ich habe einfach die Nase voll von Chinesisch. Die Schrift ist sehr alt und die Sprache extrem vornehm. Egal, welches Wort, es ist sofort eine Metapher da, die man nicht abschütteln kann. Deutsch im Vergleich dazu ist eine junge, freie Sprache und ein Segen für mich.

Deine Romane gehören zur Kategorie Migranten-Literatur. Du bist von diesem Begriff aber nicht so begeistert.

Eigentlich ist es egal, aber der Begriff *Migrant* hat heutzutage eine schwere Bedeutung. Klar, es sind Themen von Migranten, aber vielleicht ist es eher eine *neue Literatur*. Gerade wegen der Flüchtlinge, der Volkswanderung und Integration kommen neue Gedanken nach Deutschland. Ich möchte mich nicht mit dem Begriff beschränken und auch etwas schreiben, was die Deutschen mögen. Migranten-Literatur klingt so, als ob man das zum Selbstvergnügen macht.

Also fällt es mir nicht schwer, in Deutschland zu bleiben, das Land liebzuhaben.

Natürlich auch wegen der Männer hier.

Die meisten – wenn nicht alle – Asiatinnen stehen auf die großen, blonden oder braunhaarigen Männer. Gegensätze ziehen sich an. Ich bin keine Ausnahme. Ich hatte genug von den kleinen, braunäugigen Männern in meiner Heimat. Es wurde auch geflüstert oder indirekt darauf hingewiesen, dass ein bestimmter Körperteil der westlichen Männer länger und dicker sei, auch dass die westlichen Männer erfahrener in der Liebeskunst seien.

Zu Hause konnte ich diese Männer nur auf der Leinwand oder im Fernsehen bewundern, wie sie die Welt retten und Frauen erobern, entweder in adretten Anzügen oder in sportlichen Kampfausstattungen. Das Kinn ist stets glatt rasiert, die durchtrainierten Körper strahlen Männlichkeit aus; sie erledigen alle Aufgaben wie geborene Multi-Tasker. Die blauen Augen sprechen von überwältigender Leidenschaft, wenn es darum geht, die verehrten schönen Frauen ins Bett zu schleusen. Obwohl ich dabei immer lachen muss, finde ich es sehr erotisch und möchte gern eine dieser Frauen sein, die ihnen in die starken Arme fallen.

Diese Männer brauchen nur an sich selbst zu denken. Ihre Frauen haben bestimmt keinen Ärger mit der Schwiegermutter, der Schwägerin etc. Ihre Schultern tragen keine Last.

Sie lernen sich kennen, verlieben sich, schlafen miteinander; wenn es ihnen nicht mehr gefällt, trennen sie sich ohne schlechtes Gewissen. Egoismus ist legitim, wir leben alle nur einmal.

Ich glaube, James Bond hat den ästhetischen Geschmack asiatischer Frauen in Bezug auf Männer zutiefst geprägt. Die Regisseure hätten vorher nie im Traum daran gedacht. Jetzt vielleicht. Ihr Protagonist hat eine nachhaltige Wirkung auf die zukünftige Entwicklung der gesamten Weltbevölkerung. Männer und Frauen verschiedener Hautfarben nähern sich einander an,

einen Tag verschlafen könnte. Aber der schrille Ton riss mich – wie immer pünktlich – aus dem Schlaf. Ohne zu zögern sprang ich aus dem

Bett und fing mit den »Jeden-Morgen-Toilettenhandlungen« an. Der Prozess wird in der kalten Jahreszeit zu einem besonders straffen Ritual, das jegliche Dynamik und Freude ausschließt.

Frühstück gab es nicht, die Zeit war mir zu schade, ich schlief lieber zwanzig Minuten länger. Ich spähte aus dem Fenster, mein Herz sank, es schneite immer noch. Winter bedeutet Farblosigkeit, ich kann keine schönen Klamotten anziehen, die sexy Frauen und Mädchen verschwinden von den Straßen, überall haben sie sich in bewegende geschlechtslose Beine mit grauen oder schwarzen Mänteln oben drüber verwandelt. Alle Leute sehen gleich aus, es ist unerträglich.

Obwohl viele meiner deutschen Bekannten behaupten, sie mögen den Winter, der Schnee sei doch wunderbar, hindert es sie nicht daran, mit der Familie oder allein nach Teneriffa zu fliehen.

■ »Mein deutscher Geliebter« von Lin Jun, Verlag: Droemer HC



Lin Jun Foto K. Cziemplik

Mein deutscher Geliebter

Aus dem Roman von Lin Jun

mischen sich und zeugen neue Gesichter, neue Farben, neue Rassen. So ist die Welt schließlich vorangebracht worden.

In Deutschland wimmelt es auf den Straßen, in den Kneipen, in den Straßenbahnen überall von Männern, die ich mir nach Belieben ins Bett holen kann. Eine Sexangelegenheit, die ich mir in China nie zugestehen würde.

Wie ein tropischer, freier Fisch schwimme ich im Meer der wunderbaren, gebräunten Männerkörper.

Ich bin ein Sommermensch, der Winter ist für mich keine geeignete Jahreszeit für den Männerfang.

Ein stinknormaler Januartag begann. Der Januar ist der wohl deprimierendste Monat in Mitteleuropa. Manchmal hoffte ich, dass der Wecker kaputtginge und ich mit ruhigem Gewissen

Du schreibst gerade an einer Übersetzung zu Adornos »Minima Moralia«. Wieso gerade dieses Buch?

Per Zufall bin ich auf Adorno gestoßen. Das Werk ist sehr schwierig und wurde noch nie ins Chinesische übersetzt. Ich bin so fasziniert von diesem Buch. Ich habe chinesische Philosophen kennengelernt, habe mit ihnen darüber diskutiert und begann Ausschnitte zu übersetzen. Bald wurde ich gefragt, ob ich es komplett übersetzen möchte. Die deutschen Rechte liegen bei Suhrkamp, die chinesischen bei einem Verlag in Shanghai. Überraschenderweise hatte ich keine Probleme die Rechte zu bekommen. Die Shanghaier sind auf mich zugestürzt. Ihre erste Frage war: »Wie bist du an den harten Knochen Adorno gekommen?« Viele haben gesagt, dass ich damit Karriereselbstmord begehe. Aber mir ist das egal. Ich mache das nicht um berühmt zu werden. Das Buch ist fertig, Mitte nächsten Jahres erscheint es in China.

Bist du gerade dabei einen dritten Roman zu schreiben?

Mein dritter Roman ist fast fertig, ich bin aber sehr unzufrieden mit dem Ende. Das Problem ist aber nicht das Ende, sondern meine Verwirrung über die Welt. Ich wusste plötzlich nicht mehr, was ich mit dem Buch sagen wollte. Irgendwie fühlt es sich momentan falsch an zu schreiben. Ich möchte nichts Neues sagen, sondern das Wissen anderer weitertragen.

▲ »Der Winter ist für mich keine geeignete Jahreszeit für den Männerfang« Foto: kwasibanane

m Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSdP: Viktoria Balon

Redaktion: Viktoria Balon, Svetlana Boltovskaja, Sheila Susanti Dewi, Carmen Luna, Melisa Mustafovic, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Gerd Süßbier

Layout: Reinhardt Jacoby
(kwasibanane)

Lektorat und Korrektorat:
Susanne Einfeld

Kontakt zur Redaktion: InZeitung,
Uhlandstraße 4, 79102 Freiburg,
inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint zwei bis vier Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 4.12.2015

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Unterstützen Sie mit Ihrer Spende Mi-
grantInnen als Akteure in den Medien.

■ Ab 18€ Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.

■ Mit einer Spende ab 100€ tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.

■ Auch jeder kleine Beitrag hilft die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V.

Stadtkasse Freiburg

IBAN DE55 6805 0101 0013 3881 59

BIC FRSPDE66XXX

Meine ersten Eindrücke von Freiburg

Eine Rubrik in Kooperation mit dem Goethe-Institut

Überrascht hat mich, dass eine kleine Stadt wie Freiburg so viele exotische Geschäfte hat. Wenn man brasilianisch oder indisch kochen möchte, kann man die Zutaten ganz einfach kaufen.
Arun aus Indien

Das Interkulturelle Literaturfestival InSchrift (S. 14–15) wurde gefördert von:



»Ausdrücke von Demokratiefeindlichkeit« (S. 4–9) wurden gefördert von:

Demokratie *leben!*



Büro für Migration und Integration

Freiburg



▲ »Ich habe die Zeiten miterlebt, als die Bauern noch ihre eigenen Produkte anboten, als das Gemüse noch Gemüse war ... «.
Bauern in Rumänien, Historisches Foto: Costic Acsinte Archive / Wikimedia Commons

Von Silviu Sanda

Land of choice oder Explore the Carpathian garden war der Titel einer Werbekampagne für den rumänischen Tourismus. Auf den ersten Blick nur Werbung, aber wenn man einmal durch das Land fährt, dann ist es Liebe auf den ersten Blick.

Ich persönlich bin ein Stadtkind, aber ich habe die Zeiten miterlebt, als die Bauern noch ihre eigenen Produkte auf dem Bauernmarkt anboten, als das Gemüse noch Gemüse war und der Käufer nicht wusste, für welches Produkt er sich entscheiden sollte.

Ich erinnere mich an den ersten Tag, als ich mit meiner großen Schwester zum Einkaufen gehen sollte. Was für

ein Tag: auf den Bauernmarktständen warteten die regionalen Produkte auf uns. Eine Symphonie der Aromen. Seit diesem Tag verstehe ich, was gut für meine Sinne ist. Seit diesem Tag interessiere ich mich für die Küche und wie man mit wenigen Produkten

Kartoffel auf Rumänisch

Einfach, aber mit großem Potenzial

den maximalen Geschmack erreichen kann. Meine Mutter war für das Kochen verantwortlich und sie hat uns dabei immer wertvolle Tipps gegeben. Sie erklärte mir, ihrem Sohn: »Du musst kochen lernen, denn wenn du heiratest, musst du wissen, welche Lebensmittel gut sind und welche nicht. Du musst wissen, wie der Geschmack sein muss.«

Sie hatte Recht. – Insgesamt hat die rumänische Küche die gleichen Zutaten wie überall auf der Welt, aber die Kombination macht den Unterschied. In Rumänien findet man das beste Essen immer noch auf dem Land. Dort in den kleinen Dörfern, da wo es noch die

traditionelle Küche gibt: mit selbstgebackenem Brot und allem was man im Garten hat.

Bald ist Weihnachten und Neujahr mit viel üppigem Essen, jetzt ist für alle eine gute Zeit zu Fasten. Deshalb habe ich mich für etwas Einfaches

in der Vorbereitung entschieden, aus meiner Sicht aber mit großem Potenzial: ein rumänisches Kartoffelgericht. Pofta buna – d.h. Guten Appetit.

■ Silviu Sanda ist Redakteur und Moderator des »Magazin Romanesc 100%« bei Radio Dreyeckland (jeden Samstag um 18 Uhr auf 102,3 MHz, www.rdl.de)

Rezept für acht Personen

- 1 kg Kartoffel
- 1 Teelöffel Kümmel (zerkleinert)
- Salz und Pfeffer nach Geschmack
- Estragon, Thymian
- 2 Zwiebeln
- 1 Teelöffel Paprikapulver
- 1 kleiner Bund grüner Knoblauch
- 100 ml Öl
- 5 reife Tomaten
- frische Petersilie

- Zwiebeln und Kartoffeln schälen und in kleine Stücke oder Würfel schneiden. Öl in einem Topf erhitzen und die Zwiebeln glasig anbraten. Die Kartoffelwürfel dazu geben und glasig andünsten.
- Die klein geschnittenen Tomaten in den Topf eingeben, ein halbes Glas Wasser dazu geben und etwa 15 Minuten kochen lassen.
- Danach die Gewürze dazu geben und gut umrühren.
- Zum Schluss etwas kleingehackte, frische Petersilie darüberstreuen.
- Tipp: Das ist die Basisvariante. Man kann noch etwas Würstchen untermischen oder ein

- bisschen Rauchfleisch!
- Tipp für Veganer: Geräucherter Tofu passt hervorragend dazu.
- Grünen Knoblauch erhält man in türkischen oder russischen Läden. Oder verwenden Sie stattdessen eine halbe Stange Lauch oder eine Knoblauchzehe – je nach Geschmack
- Liebe Gourmets, lasst Eure Sinne entscheiden, was noch rein passt. Es wird eine richtige Bauchentscheidung. Und was bringt ein gutes Essen ohne einen guten Wein? Das ist wie Frühling ohne Singvögel. Deshalb empfehle ich Euch ein Glas Cadarca von Recas (ein roter Wein, reif und voll im Geschmack).